

Besprechungen

Orden und Spiritualität

HAWEL, Peter: *Zwischen Wüste und Welt*. Das Mönchtum im Abendland. München 1997: Kösel. 446 S., geb., DM 68,- (ISBN 3-466-36470-1).

Der Autor will die Geschichte des abendländischen Mönchtums von den Wüstenvätern bis zum Hochbarock vorlegen. Chronologisch entlang geistes- und kirchengeschichtlicher Epochen vorgehend, beschreibt er die Ausformungen christlicher Spiritualität in Kloster, „Stammesreligiosität“, Büßertum, Mystik, Wissenschaft und Barockfrömmigkeit, um nur die leitenden Stichworte zu nennen. Eine Fülle an Material ist zusammengetragen und vor allem durch ausführliche Beobachtungen zu den architektonischen Anlagen der Klöster und Kirchen angereichert. So scheint mir die große Stärke des Buches seine Anschaulichkeit zu sein: plastisch und voller Sympathie erzählt der Autor von Menschen und Lebensformen, Gebäuden und Kunstgegenständen. Das macht das Buch spannend, angenehm zu lesen und leicht nachzuvollziehen. Als erfrischend positiv ist mir besonders die Würdigung des Barocks aufgefallen.

Das vermag jedoch das Unbehagen an diesem Buch nicht zu nehmen: Das Buch hat einen unklaren Status zwischen erbaulich erzählender Lektüre und wissenschaftlicher Studie. Es wird geleitet von m. E. dubiosen allgemeinreligiösen Begriffen von der geistigen Welt und den kosmischen Gesetzen, zu der der spirituelle Mensch Zugang zu finden sucht. Das spezifisch Christliche, um das allein es dem Thema nach eigentlich gehen soll, wird dabei m. E. esoterisch verwischt (vgl. die bezeichnenderweise nichtchristliche Legende 217 + 437): „Wie Christus, Sokrates, Buddha und andere Heilige konnte sich Franziskus in das Bestehende fügen, ohne ein für sich und um sich ringender Philosoph oder ein dem Menschlichen verpflichteter Revolutionär zu werden“ (311). Möglich, daß dieser Eindruck vielfach nur entsteht, weil zwischen anteilnehmendem Referat und eigenen Thesen nicht hinreichend klar unterschieden wird (vgl. z. B. zur „Stammesreligiosität“ 104, 106 ff., 136). Der Abstand zum Geschilderten fehlt völlig und bisweilen werden ausdrückliche Lehren für heute aufgestellt (282, 292). So kommen auch derzeit beliebte modische Topoi ohne kritische Reflexion: die Denunziation der Vernunft; der Verweis auf die Orthodoxie, die „Hexenverbrennung, Zölibat oder Inquisition“ (284) nicht gekannt habe (dabei wird gern vergessen: Es gab schlimmste Judenpogrome im Einflußbereich der Orthodoxie, es gab einen Index, auf dem Dichter und Humanisten wie Tolstoi ebenso landeten wie abweichende Theologen; es gibt Mönchsklöster, die bis heute antisemitische und nationalistische Literatur offen und bewußt vertreiben; als Kronzeugin christlicher Toleranz eignet sich die Orthodoxie unbeschadet ihrer sonstigen Verdienste noch weniger als das westliche Christentum). Es fehlen methodologische Kriterien; da werden die Heiligenlegenden erzählt aber weder historisch eingeordnet noch theologisch gedeutet (vgl. Franziskus 306–312), und wenigstens eines von beidem wäre doch notwendig.

Das ist m. E. hauptsächlich Folge dessen, daß eine Geistesgeschichte ohne Sozialgeschichte und eine Hagiographie ohne Theologie eben notwendigerweise in der Luft hängt und ideologiefähig ist. Da wird Röm 8,19–22 zum Beleg einer theokratischen Weltanschauung, da werden der leidende Christus der Gotik und die Armutsbewegungen des Hochmittelalters geschildert, ohne daß Pest, Zunftkämpfe oder Hungersnöte auch nur erwähnt werden (außer wiederum die Fürsorge für die Pestkranken als caritative Aufgabe einiger Orden) und offenkundig ohne daß die inzwischen schon klassischen Erkenntnisse eines Angenendt oder Grundmann eingeflossen wären; da durchzieht eine Weltanschauung von „männlichem“ Rationalismus und „weiblicher“ Ganzheitlichkeit das Buch als Kriterien der Einordnung historischer Epochen.

Das ist um so erstaunlicher, als der Autor bei der Beschreibung des Klosterlebens großen Wert auf die konkreten materiellen und sozialen Bestimmungen legt. Doch für die sozialgeschichtlichen Hintergründe hat er keinen Sinn.

Man wird an das Buch keine themenfremden Maßstäbe anlegen dürfen. Als Schilderung der verschiedensten Formen mönchischen Lebens im westlichen Europa ist es gelungen. Es ist eine angenehme, erfrischende Lektüre. Als wissenschaftliche Quelle ist es im Einzelfall sorgfältig zu überprüfen. Und für die Frage einer christlichen Geschichtsschreibung zeigt es m. E., daß sie sich von esoterischer Geschichtsschreibung darin zu unterscheiden hat, daß sie nicht allein von oben, aus der Perspektive der Herrschenden und der dominanten Ideen, Geschichte verstehen kann, sondern vor allem von unten, von der Mehrheit der Menschen her, wie sie aus ihren sozialen Bezügen und materiellen Bedingungen heraus ihr Leben erfahren und gedeutet haben.

Jessica Weis

BOULAD, Henri: *Mystische Erfahrung und soziales Engagement*. Französischsprachige Vortragskassetten übertragen von Wolfgang Bahr, bearbeitet und hrsg. von Hidda WESTENBERGER. Salzburg 1997: Otto Müller Verlag. 200 S., geb., DM 34,80 (ISBN 3-7013-0950-7).

Das neueste Buch von P. Henri Boulad, „Mystische Erfahrungen und soziales Engagement“, ist wie eine reife Frucht unter seinen nun schon in großer Zahl erschienenen Büchern. Mit einem wachen Spürsinn geht er der Gottesfrage in der heutigen gesellschaftlichen Situation nach. Dieser Spürsinn ist es auch, der ihn nach den „mystischen Spuren“ in der Kirche suchen läßt, und er stellt fest, daß es der Kirche heute vor allem an der mystischen Dimension mangelt. Wohl deshalb wenden sich viele Menschen heute den Sekten zu oder der Mystik des Fernen Ostens oder dem Sufismus, weil sie in der Kirche nicht jenen Feueratem finden, der ihre Begeisterung entfachen könnte. Diesem Feueratem begegnet man im neuen Buch von P. Boulad. Wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Buch die These: Der christliche Glaube besteht in der Entdeckung Gottes im Menschen. Der Mensch ist der Tempel Gottes, der Tempel des Geistes. Das ist das Charakteristikum des christlichen Glaubens. Das ist das eine unterscheidend christliche Merkmal. Um dieses Geheimnis zu entdecken, müssen wir unseren Blick „bekehren“. Wir müssen es lernen, das Göttliche in der gebrochenen Menschlichkeit zu entdecken. Für diesen neuen Blick brauchen wir mehr und anderes als gesunde Augen oder eine gute Brille. Der Blick des Herzens besteht darin, ein Gesicht zu durchleuchten und tief in sein Inneres einzutauchen, um die Seele zu schauen.

Das, was als „Säkularisierung“ bezeichnet wird, ist für P. Boulad die Entdeckung einer anderen Heiligkeit. Denn das Heilige ist nicht eine isolierte Zone der menschlichen Existenz, die der weltlichen entgegengesetzt wäre. Hier begegnet uns die tiefste Bedeutung der Inkarnation. Die Inkarnation ist das Einbrechen Gottes in alles Menschliche, in die Welt, in die Atmosphäre. So wird die Mystik kein Abheben in höhere Sphären, sondern Mystik ist Versenkung ins Herz der Wirklichkeit. Mystik ist die Entdeckung des inneren Feuers, das da drinnen brennt.

Dieser neue Blick der Wirklichkeit, zu dem P. Boulad die Menschen führen möchte, hat dann zur notwendigen Folge eine neue Ethik, die Liebe, so daß er sagen kann: Wenn es die Liebe gibt, gibt es das Christentum. Wenn es die Liebe gibt, gibt es den lebendigen Christus. Es gibt keinen fernen Gott, sondern nur den „Gott mit uns“, den „Immanuel“.

Es ist eine tiefe Weisheit, die das neue Buch von P. Boulad offenbart, eine Weisheit, von der wir uns alle ergreifen lassen sollten.

Pia Luislampe OSB

SCELLENBERGER, Bernardin: *Spirituelle Wendezeit*. Grundlinien einer neuen Lebenskultur. Freiburg 1997: Herder. 127 S., kt., DM 22,80 (ISBN 3-451-26032-8).

Der Verfasser ist wohl dem gedanklichen Gefolge des seinerzeit viel beachteten Buches von F. Capra, *Wendezeit* (seit 1982 mehrere Auflagen), zuzuordnen. Dieses Buch wurde zu einer der wichtigen Schriften für viele, die esoterischen Bewegungen bzw. dem „New Age“ nahe stehen. Der Verfasser legt nun hier eine Reihe von Gedanken vor, die er für eine menschliche und „spirituelle“ Bewältigung unserer im Umbruch befindlichen und ökologisch ge-

fährdeten Welt für unentbehrlich hält. „Das bringen die Formulierungen der vier großen Themen dieses Buches zum Ausdruck, die jeweils eine sozusagen ‚neue‘ statt einer überkommenen ‚alten‘ Sichtweise vorschlagen: Vom Ganzen statt von den Teilen ausgehen. Den Prozeß statt die Struktur sehen. Sich die Welt als Netzwerk statt als Bauwerk vorstellen. Sich um Annäherung bemühen statt Wahrheit zu behaupten“ (16). Dabei bezieht sich der Autor auch auf das Buch von F. Capra / D. Steindl-Rast, *Wendezeit im Christentum. Perspektiven für eine aufgeklärte Theologie*, München – Wien 1991, dem es offensichtlich um eine Begegnung von New Age und Christentum, wenn nicht um eine Zusammenführung beider, geht (vgl. die kritische Besprechung von W. Thiede in *GuL* 65 [1992] 79 f.), wobei unser Verfasser sein Ziel allerdings weiter faßt als das erwähnte Buch. –

Abgesehen davon, daß besonders die ersten beiden der vier Kapitel reichlich abstrakt und hölzern anmuten, enthält das Buch ein Gemisch von verschiedensten Ingredienzien. Da gibt es beherzigenswerte, allerdings inzwischen Gemeingut gewordene Einsichten, etwa zum Verhältnis Mensch – Natur; da begegnen einige vom christlichen Standpunkt aus inakzeptable Positionen, so die relativierende persönliche Option des Autors, der für sich eine christliche Option wählt, für andere Menschen aber eine andere Option für gleich brauchbar hält („... grundsätzlich fühle ich mich in der großen spirituellen Tradition des Christentums daheim. Ich kann sie als Netzwerk verstehen, das sich mit der großen Vielfalt anderer Traditionen und Praktiken sinnvoll verknüpfen läßt, ohne dadurch seine Eigenart zu verlieren. Ich hoffe, das ist im Lauf meiner Ausführungen deutlich geworden. Aber jeder andere soll und kann für sich persönlich die Grundeinsichten dieser Überlegungen mit seiner persönlichen weltanschaulichen oder religiösen Praxis füllen und interpretieren“ (126 f.)). Daß dann im Blick auf die Religionen auch die inklusivistische Sicht schroff abgelehnt wird, überrascht nicht (81). Dabei begegnen immer wieder auch „Knoten“ im „Netzwerk“, die sich für mich nicht recht miteinander verknüpfen lassen; so stellt der Verfasser trotz letzter Konvergenzen zwischen den Religionen doch auch wieder Unterschiede zwischen östlichem und christlichem Denken fest (111). Auch wendet er die naturwissenschaftlich gebotene Bereitschaft zur jeweiligen Revision bisheriger Einsichten aufgrund neuer Erkenntnisse auf Wahrheitserkenntnis überhaupt an (123), was zur Forderung führt: „Es gilt, pragmatisch das anzuwenden, was man subjektiv für das Sinnvollste und objektiv für das Richtigste hält, zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Welt-, Kultur- und Offenbarungsgeschichte...“ (123 f.); er übersieht dabei aber, was er anderwärts öfter betont: Religiöser Glaube ist nicht primär Erkenntnis, sondern vertrauende Beziehung, und diese muß mit samt ihrem Risiko von mehr getragen sein als von einem bloß vorläufigen Ja.

Eine weitere Beobachtung sei hier abschließend wiedergegeben: Der Verfasser spricht (in ausdrücklicher Abhebung von Dummem und Unseriösem) von „seriösen Formen der heute neuentdeckten Esoterik, Magie, Gnosis, Alchemie, Astrologie usw.“ (94), wozu dann anscheinend auch noch gezählt werden können: „Tarot und I Ging, Wünschelrute und Pendel, Handlesekunst und Edelstein-Therapie, Feuerlaufen und Hexen-Weisheit, Geistheilung und Geist-Chirurgie, Homöopathie und Akupunktur, Bach-Blütentherapie und Düftelehre, und was es sonst noch alles gibt“ (96). Ergebnis: „... daß sich all das einordnen läßt in die ‚Netzwerk‘-Deutung, zeigt, wie gut diese Deutung anscheinend der Wirklichkeit entspricht“ (97).

Nach Abschluß der Lektüre bleibt für mich neben dem Widerspruch doch auch ein wenig Nachdenklichkeit. Die holistische Perspektive kann gegenüber dem einseitig linearen Denken, das der europäischen, rationalistischen Moderne sowieso näher ist als dem Christentum, das sich aber nicht selten mit ihm amalgamiert hat, eine gesunde Herausforderung sein. Nur: ein „nicht Bauwerk, sondern Netzwerk; nicht Struktur, sondern Prozeß“ fiele selbst in das vom Verfasser kritisierte dualistische Denken zurück und bedeutete eine Ausblendung von Wirklichkeitsaspekten. Das Buch wirft also wichtige Fragen auf. Was es als Antworten anbietet, führt hingegen nicht weiter.

Peter Lippert

BIANCHI, ENZO: *Gott im Wort*. Die geistliche Schriftlesung. Eichstätt 1997: Franz-Sales-Verlag. 104 S., kt., DM 21,80 (ISBN 3-7721-0198-4).

„Keiner von euch sage: ‚Ich bin kein Mönch, ich habe Frau und Kinder und meine häuslichen Verpflichtungen.‘ Aber gerade das ist verderblich: du meinst, die Lesung der Heiligen Schrift sei nur den Mönchen vorbehalten, während sie dir noch viel notwendiger wäre als ihnen.“

Was der Kirchenvater Johannes Chrysostomos vor fast zwei Jahrtausenden annahmte, ist heutzutage – Gott sei Dank – Realität geworden: Immer mehr Christen jedweder Couleur suchen die Begegnung mit Gottes Wort in der Heiligen Schrift – sei es nun in Bibelkreisen oder sei es in einer ruhigen Ecke daheim oder an einem anderen Ort.

Oftmals sind hier Anregungen hilfreich, und deshalb ist dem Eichstätter Franz-Sales-Verlag zu danken, daß er die Gedanken zur geistlichen Schriftlesung („lectio divina“) des Italieners Enzo Bianchi unter dem Titel „Gott im Wort“ neu veröffentlicht hat.

Bianchi hat 1968 im italienischen Bose/Piemont eine ökumenische Gemeinschaft gegründet, die sich am traditionellen Mönchtum orientiert und deren Zielsetzung es ist, das Evangelium Jesu Christi in unserer Zeit zu verwirklichen – vor allem in Armut und Einfachheit.

Daß Bianchi Traditionsbewußtsein hat, merkt der Leser sehr bald, denn immer wieder beruft sich der Autor auf alt(bewährte) christliche Weisheiten. Doch sind diese Weisheiten alles andere als alte Zöpfe, sie lassen vielmehr den Sinn der Bibellesung in einem zwar längst vergessenen neuen Licht erscheinen.

Es ist vor allem die besondere Ehrfurcht vor dem Gott, der das Wort ist und im Wort erkannt wird, die die Theologie und Spiritualität Bianchis ausmacht. So wird der Autor nicht müde, darauf hinzuweisen, daß es in der Schriftlesung nicht darum geht, sich selbst zu suchen, sondern daß Gott im Mittelpunkt steht. Ziel ist dabei eine Begegnung von Herz zu Herz. Die wissenschaftlich-exegetische Beschäftigung mit der Thematik lehnt Bianchi dabei nicht ab, doch ist sie nicht letzte Instanz, vor der das Wort Gottes zu prüfen ist. Sie ist aber allemal wichtiger, als ein bloß subjektiver Umgang mit der Schrift, etwa im Sinne des: „Was bedeutet Gottes Wort für MICH.“ Dem erteilt Bianchi eine eindeutige Absage genauso wie einer bloß subjektiven Auswahl der Bibelstellen. Der GANZE Text der Heiligen Schrift soll im Mittelpunkt stehen, er ist vom Geist erfülltes Wort Gottes, worauf der Mensch allemal Antwort gibt. Und im übrigen ist das letzte Ziel nicht weniger als das Schweigen und Hören in der Begegnung mit Gott, wie sie in der Person der Maria von Betanien, die sich vor dem Meister Jesus Christus niederlegt, vor 2000 Jahren konkret wurde.

Gottes Geist anrufen, das Wort lesen, es meditieren, also immer mehr in sich aufnehmen und schließlich sich betend im Entzücken vor dem Antlitz Gottes fortreißen lassen – das sind die Schritte der „lectio divina“. Dann wird es möglich, zur „unaussprechlichen Erfahrung der göttlichen Gegenwart“ zu gelangen, wo der Mensch als „der Geliebte (Gottes, der Verf.) die Worte des Liebenden in Freude, Ergriffenheit und Selbstvergessenheit“ (80) betrachtet.

Hehre Ziele sind es allemal, die Enzo Bianchi aufführt, gleichwohl aber ist sein Plädoyer für die Begegnung mit Gott in Selbstvergessenheit bedenkenswert. Insofern lädt das Büchlein zu einem Überdenken des eigenen Bibelstudiums ein wie auch dazu, den – im übrigen vielerorts bewährten – Weg der „lectio divina“ nachzuvollziehen. Raymund Fobes

LAMBERT, Willi: *Beten im Pulsschlag des Lebens*. Gottsuche mit Ignatius von Loyola. Freiburg 1997. Herder. 316 S., kt., DM 32,- (ISBN 3-451-261-66-9).

Was Willi Lambert, seit 1964 der Gesellschaft Jesu zugehörend, mit seinem Buch beabsichtigt, ist von ihm einleitend klar umrissen. Er möchte die reiche Gebeterfahrung des Ignatius von Loyola für heute fruchtbar und nachvollziehbar machen. So läßt er sich in seinen

Wegweisungen zum Beten von diesem „Meister der geistlichen Tradition“ leiten, um denen, die zu diesem Buch greifen, verschiedene Weisen des Gebetes nahezubringen. Sie sollen dann nach der Grundregel des Ignatius für sich selber erfahren, „was je mehr hilft“. Der Verf. schöpft dabei vor allem aus dem Exerzitienbuch. Ihm ist wichtig, auf das „Vorzeichen“, den „Notenschlüssel“ für sein Buch aufmerksam zu machen: „Ignatius geht es nicht um bestimmte Gebetsweisen, ja, in gewissem Sinne nicht einmal um das Gebet als solches. Mitte von all dem und zentrale Sehnsucht seines Herzens sind: ‚Gott in allem suchen und finden‘ wollen. Dies ist seine spirituelle Grundbotschaft“ (S.13).

Damit die Vielfalt der Anregungen die Einfachheit und Einfachheit des Gebetes, die je eigene Weise des Betens nicht erdrückt, gibt W. Lambert zehn Hinweise zum persönlichen Gebrauch des Buches, die man vorab sorgfältig lesen sollte. Und weil es um Gebetserfahrung geht, wozu der Weg des Übens mit der dann notwendigen Grenzüberschreitung unumgänglich ist, dürfte man das 1. Kapitel: „Vom Sinn des Übens“, ebenfalls nicht überspringen. Wo man dann später im Durchgehen der einzelnen Kapitel einsteigt, um sich einen Weg des Gebetes weisen zu lassen und damit eine Zeit lang Erfahrungen zu machen, stellt der Verf. einem jeden anheim.

Die Auswahl ist groß, wenn nicht sogar umfassend. Vom Sinn des Schweigens: Weg zum Hören und Antworten – Der Weg einer Gebetszeit nach Ignatius – Umgang mit der Heiligen Schrift – „Drei Weisen zu beten“ – Die Weise der Besinnung (meditación) – Die Weise der Betrachtung (contemplación) – Die Weise der Anwendung der Sinne – Das Zwiegespräch – Die geistlichen Übungen für die Zeit der Wahl – Mystisches Beten: „Gott in allen Dingen finden“ – Die Gewissensforschung – Das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit. Dieses letzte Kapitel ist nicht nur das umfangreichste, sondern m. E. auch das hilfreichste für das Aufspüren des je eigenen Lebensweges. Da der Weg des Menschen zu Gott letztlich nicht in reflektierender, sondern vor allem in betender Weise erkundet werden kann, löst dieses Buch das ein, was sein Titel verspricht: Beten im Pulsschlag des Lebens.

Es ist dem Buch anzumerken, daß sein Verf. nicht über etwas redet, vielmehr seine eigenen Erfahrungen mit einbringt. Er war lange Jahre Spiritual am Collegium Germanicum in Rom, begleitet Exerzitien und ist jetzt in Augsburg als geistlicher Leiter der „Gemeinschaften christlichen Lebens“ (GCL) tätig. So ist das Buch auch geeignet, denen Anregungen zu geben, die selber Exerzitien begleiten, all denen Impulse zu geben, die nach den Worten von Willi Lambert „anleiten wollen, den großen Atem des Lebens, das Beten, zu erlernen und zu erleben“.

Felix Schlösser

SCHLEGEL, Helmut: *Ich bin das Feuer und du bist der Wind*. Biblische Meditationen zum Werden und Wachsen des inneren Menschen. Würzburg 1997: Echter Verlag. 116 S., kt., DM 19,80 (ISBN 3-429-01934-6).

Frauen und Männer der Bibel, die weder idealisiert noch verharmlost, weder verkört noch auf ein handliches Format zurechtgestutzt werden, bilden den Ansatzpunkt für Überlegungen und Anregungen, die dem Christen von heute gelten. Der Verfasser, Leiter des Exerzitien- und Bildungshauses der Franziskaner in Hofheim am Taunus und geistlicher Begleiter der Priester im Bistum Limburg, möchte allen, die auf ihrem geistlichen Weg weiterkommen wollen, eine Hilfe anbieten. Seine Ausführungen, ursprünglich bei Exerzitien und Meditationskursen, in Tagen der Gemeindeerneuerung und in Seminaren vorgelesen, zeugen von solider Bibelkenntnis und reicher spiritueller Erfahrung.

Der erste Abschnitt „Vom Wert des Lebens“ will am Beispiel der biblischen Gestalten Elija (1 Kön 17), Abraham und Sarai (Gen 12,1–10), Mose (Ex 3,1–6) und des Apostels Simon (Lk 5,1–11) aufzeigen, wie wichtig es ist, Bedeutung und Wert des eigenen Lebens schätzen zu lernen. Im zweiten Abschnitt „Von Gottesbildern und Gotteserfahrungen“ sind Jakob (Gen 32,22–33,4), Israel in der Wüste (Ex 32,1–6.15–20), wiederum Elija (1 Kön 19–13) und Jona (3,5–11) die biblischen Anknüpfungspunkte, die dem glaubenswilligen Christen helfen können, sich von selbstfabrizierten Gottesbildern zu verabschieden, um sich der

Wirklichkeit Gottes zu stellen. Daß dieser Weg nicht leicht ist, verrät der dritte Abschnitt „Von heilenden Worten und Begegnungen“. Den biblischen Ausgangspunkt bilden hier der lebensmüde Elija (1 Kön 19,1–11 a) und drei Texte aus dem Neuen Testament: Der Vater und seine zwei Söhne (Lk 15,1–3.11–32), Jesus und die Ehebrecherin (Joh 8,1–11) sowie Jesus und der Blinde (Joh 9,1–41). Die Begegnung mit Gott führt zu einer neuen Beziehung. Auch in unserem Leben können Beziehungen eine ganz entscheidende Rolle spielen. Das wird am Beispiel Sarais und Hagars, deren Beziehung von Rivalität und Eifersucht geprägt war (Gen 16,1–16), illustriert. Die dafür ausgewählten neutestamentlichen Texte handeln von den Stufen der Liebe (Mk 9,30–37), von der Möglichkeit, das Gegeneinander der Menschen in ein Miteinander zu verwandeln (Lk 6,39–45), und von der Chance des Gespräches (Joh 3,1–13). Bei all dem geht es um kein geringeres Ziel als um die Fülle des Lebens, die uns Jesus verheißen hat. Wie der Christ diese Vision hüten und zugleich aus ihr Kraft zum Aufbruch schöpfen kann, verdeutlicht der letzte Abschnitt „Von Visionen und Aufbrüchen“. Den alttestamentlichen Einstieg liefert der Bericht der Kundschafter (Num 13,1–30), der den Reichtum des verheißenen Landes rühmt, während die neutestamentlichen Textbeispiele an die Reich-Gottes-Verkündigung Jesu anknüpfen (Mt 13,31 f.; 13,44), ohne die Probleme zu verschweigen, die gerade diese Botschaft bei den Jüngern Jesu hervorgerufen hat, bei den Zeugen der Verklärung (Mk 9,2–13) und bei Josef von Arimathäa, der die Spannung zwischen Erwartung und Wirklichkeit aushielt (Lk 23, 50–56).

Der Titel des Buches, „Ich bin das Feuer und du bist der Wind“, bezeichnet treffend das theologische Programm dieser Darlegungen, die in ansprechender Weise den Zusammenhang von menschlicher Berufung und göttlichem Einwirken beschreiben. Das innere geistliche Leben kann sich nur entfalten, wenn sich der Mensch auf das Wehen des göttlichen Geistes einläßt. Die menschliche Begrenztheit braucht dabei kein Hindernis zu sein, wie der Vergleich mit den vorgestellten biblischen Persönlichkeiten deutlich zeigt. Denn trotz aller Eigenarten und Fehler oder gerade wegen dieser wurden sie von Gott angesprochen, so daß auch wir in ihrer Nachfolge den Mut haben sollten, unseren je eigenen Weg zu gehen. Die in diesem Buch vorgetragenen Gedanken können dabei eine echte Hilfe sein.

Franz Karl Heinemann

HEUEL, Uli: *Mut für jeden Tag*. 365 Mini-Meditationen. Graz, Wien, Köln 1997: Verlag Styria. 199 S., geb., DM 27,- (ISBN 3-222-12527-9).

Die zunehmende Hektik und der wachsende Streß im Alltag wecken in immer mehr Menschen den Wunsch nach Neuorientierung, die Mut und Kraft für ein sinnvoll gestaltetes Leben geben soll. Die meisten dieser Menschen werden kaum Gelegenheit haben, sich diesen Wunsch durch Flucht in die Einsamkeit eines abgeschiedenen Ortes oder durch das Studium der geistlichen Schriften bedeutender Persönlichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart zu erfüllen. Vielleicht ist das auch gar nicht nötig. Manchmal genügt schon ein kleiner Anstoß – etwa die Begegnung mit einem ungewöhnlichen Menschen, ein unerwartetes Ereignis oder auch die nachdenklich stimmenden Zeilen eines unscheinbaren Buches –, die Welt und das eigene Leben mit anderen Augen zu sehen und den Tag hoffnungsfroher zu beginnen.

Wenn man dem Zeugnis so unterschiedlicher Menschen wie der Schauspielerin und Sängerin Katja Ebstein, dem Fernseh-Talkmaster Jürgen Fliege, dem Fußballtorwart Dirk Heinen, der Karmelitin Waltraud Herbstrith und dem Jesuiten und Pfarrer Friedhelm Menekes an St. Peter in Köln glauben kann, ist das hier angezeigte Buch mit seinen 365 Mini-Meditationen für jeden Tag des Jahres ein Angebot, das streßgeplagten Menschen neuen Mut, Hoffnung und Freude schenken kann. Sein Autor studierte nach journalistischer Tätigkeit für Rundfunk und Fernsehen Medizin und trat auch als erfolgreicher Textdichter von Songs und religiösen Liedern der anspruchsvolleren Art in Erscheinung. Vermutlich hat ihn gerade dieser Werdegang und diese Begabung befähigt, ein so ungewöhnliches Buch zu schreiben, das, obwohl es einen Streifzug durch die gesamte Bibel unternimmt, keineswegs ein Druckwerk für ausgesprochene Bibelfrome geworden ist.

Am Anfang steht jeweils ein kurzer Bibeltext, der auf heutige Lebenslagen und Lebensgeschichten bezogen ist und durch einen Gebetssatz abgeschlossen wird. Diese Meditationen, die tatsächlich wesentliche Inhalte der Bibel aufgreifen, sind keine platte, mondäne Prosa, sondern eindringlich und kraftvoll wirkende zeitgemäße Texte, die, obwohl sie auch ihre Ecken und Kanten haben, keineswegs abstoßen, sondern gerade deswegen zum Nachdenken anregen und sicher manchem Hilfe und Halt geben auf dem Weg durch das Jahr. Bei der Auswahl der Bibelverse wurde auf verschiedene katholische, evangelische und jüdische Übersetzungen zurückgegriffen. Was gelegentlich als Nachteil empfunden wird, muß es in diesem Fall nicht sein, weil allzu vertraute Texte in einem anderen sprachlichen Gewand wieder neu ihren Reiz entfalten und bisher nicht wahrgenommene Nuancen zutage fördern können.

Franz Karl Heinemann

Bibel und Exegese

SCHREINER, Josef: *Der eine Gott Israels*. Gesammelte Schriften zur Theologie des Alten Testaments III. Hrsg. von Erich ZENGER zum 75. Geburtstag des Autors. Würzburg 1997: Echter Verlag. 332 S., geb., DM 68,- (ISBN 3-429-01903-6).

Auch dieser dritte Band gesammelter Schriften zur Theologie des Alten Testaments erschien, wie seine beiden Vorgänger, pünktlich zu einem runden Geburtstag des angesehenen Gelehrten. Nach „Segen für die Völker“ (1987) und „Leben nach der Weisung Gottes“ (1992) stehen die Beiträge des neuen Bandes unter der Überschrift „Der eine Gott Israels“, die in treffender Weise das große Anliegen Schreiners zusammenfaßt, das er selbst in einem der Beiträge so formuliert hat: Das Alte Testament „verkündet den einen wahren Gott, den Schöpfer der Welt, den Lenker der Geschichte, den Erlöser und Retter, der sein Volk, den einzelnen Menschen und die Völker durch die Kundgabe seines Willens wie auch durch sein huldvolles und richtendes Walten alle zum Heil führen will. In dieses göttliche Heilshandeln ist auch sein Sohn Jesus Christus eingebunden“ (S. 226 f.). Die Aufsätze und Beiträge, aufgeteilt in fünf Abschnitte, stammen, von drei Ausnahmen abgesehen, aus den letzten fünf Jahren und zeigen einmal mehr die Vielseitigkeit und Weite des Denkens und Wirkens ihres Autors, der es meisterhaft versteht, historische Forschung mit theologischem Sachverstand zu verbinden.

Von den Beiträgen des ersten Abschnitts „Die Gottesbotschaft des Alten Testaments“ (S. 9–78) sind „Der eine Gott Israels – das Heil aller?“ und „Kein anderer Gott! Bemerkungen zu Ex 34,11–26“ von grundlegender Bedeutung, weil sie von einer Problematik handeln, die nichts von ihrer Aktualität verloren hat. Die im zweiten Abschnitt vereinigten Aufsätze „Der Glaube Israels in seiner Geschichte“ (S. 79–154) sind anschauliche Beispiele für die Lebendigkeit des Glaubens Israels, die in der bibeltheologischen Grundlegung über Glaube und Volk in der Heiligen Schrift, in der Geschichtsdeutung des deuteronomistischen Geschichtswerkes und im Verständnis der joschijanischen Reform bei Jeremia klare Konturen gewinnt. Der dritte Abschnitt, „Eschatologie im Alten Testament und in der Zeit zwischen den Testamenten“ (S. 155–216), erstmals im Handbuch der Dogmengeschichte IV,7 veröffentlicht, beschreibt die Voraussetzungen und Ansätze eschatologischer Erwartung, das Verhältnis von Zukunftserwartung und Eschatologie sowie das Werden einer individuellen Eschatologie. Der vierte Abschnitt, „Das Alte Testament im Leben der Kirche“ (S. 217–274), handelt von der Wirkungsgeschichte des Alten Testaments, dargestellt am Beispiel des II. Vatikanums, des theologischen Studienganges und des alttestamentlichen Hintergrundes der Kilianvita. Der letzte Abschnitt schließlich, „Biblische Spiritualität – Worte zur Einkehr“ (S. 275–322), bietet Ansprachen und Meditationen zu verschiedenen biblischen Texten, die um das Thema Besinnung, Berufung, Sendung, Dienst und Zeugnis kreisen.

Nicht nur, aber gerade die Texte dieses letzten Abschnittes zeigen in eindrucksvoller Weise die Gabe des Verfassers, die überzeitliche Aktualität der biblischen Botschaft so herauszustellen, daß sich auch ein Mensch unserer Tage davon angesprochen fühlt. Der Verfasser verdient für seinen inspirierenden und beharrlichen Dienst am Wort Gottes, der zugleich ein Dienst an den Menschen ist, Dank und Anerkennung. Das Alte Testament muß seiner Überzeugung nach ein „Lebensprinzip sein, das alle Teile der Theologie und jeden beseelt und belebt“ (S. 227). Wer sich in die Gedanken dieses Buches vertieft, wird bald feststellen, daß sein Verfasser recht hat.

Franz Karl Heinemann

Weisheit außerhalb der kanonischen Weisheitsschriften. Hrsg. v. Bernd JANOWSKI. Reihe: Veröffentlichungen der Gesellschaft für Theologie, Bd.10. Gütersloh 1996: Chr. Kaiser / Gütersloher Verlagshaus. 171 S., kt., DM 54,- (ISBN 3-579-01812-4).

Die Weisheitsliteratur Israels war lange Zeit ein Stiefkind der wissenschaftlichen Forschung, nicht zuletzt deswegen, weil sie als menschlich erworbenes Erfahrungswissen in einem gewissen Gegensatz zum traditionellen JHWH-Glauben zu stehen schien oder gar als mit diesem unvereinbar angesehen wurde. Gegen diese Einschätzung ergeben sich nicht nur im Interesse einer gesamtbiblischen Perspektive, sondern auch von den alttestamentlichen Weisheitstexten her große Bedenken. Die kanonische Weisheitsliteratur hat erfreulicherweise in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Verteidiger gefunden, die mit überzeugenden Argumenten das alte Vorurteil wirksam bekämpft haben (u. a. J. Hausmann, O. Keel, V. Kubina, N. Lohfink, S. Schroer).

Im Kontext dieser neueren Weisheitsforschung geht es in dem vorliegenden Band um eine Erweiterung der Thematik, insofern hier nach Spuren der Weisheit außerhalb der kanonischen Weisheitsschriften gefragt wird. Während der erste Beitrag anhand der Problematik von Weisheit und JHWH-Glaube in den gegenwärtigen Forschungsstand einführt und neue Perspektiven skizziert (J. Hausmann), beschreibt der zweite Beitrag am Beispiel Ägyptens, welcher Wandel sich im Weisheitsverständnis vollzog, als die Einsicht in die Abhängigkeit des Menschen vom Willen Gottes immer mehr den Glauben an die Möglichkeit einer totalen Erfassung immanenter Gesetzmäßigkeiten, die ein gelingendes Leben ermöglichen sollen, zurückdrängte (J. Assmann). Die Reihe der im engeren Sinn textbezogenen Studien wird eröffnet durch eine umfassende Analyse weisheitlicher Traditionen und Motive in den Schichten des Deuteronomiums (G. Braulik) und fortgesetzt durch entsprechende Untersuchungen bei Obadja (A. Meinhold), im Jeremiabuch (G. Wanke) und bei Jesus Sirach (G. Sauer). Eine besondere Bedeutung für die alttestamentliche Weisheitstradition ergibt sich schließlich aus einer Analyse der aramäischen Weisheitsliteratur, wie sie in den Sprüchen des Ahiqar vorliegt (I. Kottsieper).

Die Beiträge wurden ursprünglich als Referate auf einer Tagung in der Evangelischen Akademie Hofgeismar vorgetragen (1994), was sich positiv auf Diktion und Gedankenführung ausgewirkt hat. Das gilt vor allem für den ersten, ausgezeichnet gegliederten und gut lesbaren Einführungsvortrag von Jutta Hausmann, einer glänzenden Darstellung des Standes und der Perspektiven gegenwärtiger Forschung. Als wichtigstes Ergebnis der Untersuchungen ist festzuhalten, daß weisheitliches Denken in praktisch allen Schichten alttestamentlicher Literatur verankert ist und das, obwohl die Autoren von unterschiedlichen Ansatzpunkten und Texten ausgingen. Man kann diese Tatsache darum nicht länger als fremdartige und dubiose Randerscheinung hebräischen Denkens abtun, sondern muß die weisheitlichen Traditionen als integralen Bestandteil der biblischen Offenbarung endlich akzeptieren.

Die Weisheitsliteratur Israels spielt in der erneuerten Liturgie der katholischen Kirche eine relativ große Rolle, was sich in der Verkündigung leider noch nicht sonderlich ausgewirkt hat. Die in diesem Band vereinigten Beiträge können beitragen, die mangelnde Kenntnis der weisheitlich geprägten Texte der Bibel und das Unbehagen, das sie noch immer bei vielen Predigern auslösen, zu überwinden. Auf jeden Fall helfen sie, einmal mehr die Vielseitigkeit und den Reichtum biblischer Botschaft zu entdecken.

Franz Karl Heinemann

Bund und Tora. Zur theologischen Begriffsgeschichte in alttestamentlicher, frühjüdischer und urchristlicher Tradition. Hrsg. v. Friedrich AVEMARIE und Hermann LICHTENBERGER. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 92. Tübingen 1996: J. C. B. Mohr, X, 346 S., DM 218,- (ISBN 3-16-146627-6).

E. Kutsch nennt 1978 in einem programmatischen Buch „Bund“ eine Fehlübersetzung des hebräischen Wortes „*bʿrīt*“ und fordert die Übersetzung „Bestimmung/Verpflichtung“. Seine Forderung hat sich nicht durchsetzen können, weil „Bund“ im AT keineswegs ein genau definierter Sachverhalt ist, sondern von seinem literarischen, zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang näher bestimmt wird. So lassen sich unterschiedliche Akzente feststellen, wie H.-D. Neef sehr schön zeigt. Die neuerliche Diskussion über den Bund ist eine Frucht des jüdisch-christlichen Gesprächs. Der Begriff eignet sich dafür, über die Beziehung zwischen Gott und menschlicher Gemeinschaft zu sprechen, ohne das Gespräch durch die inhaltliche Beschränktheit, die mit Begriffen wie Israel und Kirche verbunden sind, zu belasten. „Bund“ ist selbstverständlich nicht als Vertrag zwischen gleichberechtigten Partnern zu verstehen. Als Krisenbegriff steht „Bund“ in engem Zusammenhang mit dem Gesetz, insofern die nationale Katastrophe mit dem Ungehorsam gegenüber dem Gebot Gottes begründet wird, wodurch die personale Gottesbeziehung verletzt wird. Da der Bund dem Gesetz übergeordnet ist, ist es möglich, aus der Sackgasse von Schuld und Vernichtung herauszukommen (Lev 26).

Wie B. Ego zu zeigen vermag, ist die Vorstellung Abrahams als Urbild der Toratreue Israels in der frühjüdischen Literatur das Ergebnis eines innerbiblischen Traditionsprozesses, der schon im Jahwisten erkennbar ist. W. Groß begründet überzeugend, daß in Jer 31,31–34 der Bruch des Bundes – anders als in Jer 11 – kein Hauptargument, sondern vorausgesetzt ist. Aus V. 33 ist zu erschließen, daß der Bundesbruch im Ungehorsam gegen die Tora Jahwes besteht. Inhaltlich meint der neue – nicht der erneuerte – Bund ausschließlich das Gottesverhältnis. Als reiner Gnadenbund setzt er keine Aktivität des Volkes voraus. Da die Tora im Herzen eingeschrieben ist, kann der Bund in Zukunft nicht gebrochen werden.

Zwei Beiträgen geht es um das Verständnis von Bund und Gesetz in der jüdischen Diaspora: A. M. Schwemer behandelt dieses Thema in den Schriften der Diaspora Ägyptens und J. R. Levinson im „*Liber Antiquitatum Biblicarum*“ Pseudo-Philos. Sehr aufschlußreich ist auch die Stellungnahme H.-M. Riegers zur „Bundesnomismus“-Theorie von E. P. Sanders, der mit seinen epochemachenden Schriften zur Thematik einen Wandel in der Sicht des Judentums bewirkt hat. Die Einschätzung, das Judentum sei eine Religion der Werkgerechtigkeit, ist dem Bild vom Judentum als einer Religion der Gnade gewichen. Auch wenn es noch offene Fragen zu Sanders' Theorie gibt, so ist sie jedenfalls die plausibelste Erklärung der Religionsstruktur des tannaitischen Judentums (70–200 n. Chr.). Semantische Überlegungen zum Bundesverständnis in der rabbinischen Literatur, im Midrasch und Talmud, stellt F. Avemarie an. Wie schon im AT und im Frühjudentum gibt es auch hier nicht den Bund schlechthin, sondern eine Vielzahl von Bedeutungsgehalten.

Die letzten drei Aufsätze sind dem Bundesverständnis im NT gewidmet. H. Lichtenberger erörtert die Bundesvorstellung in der Abendmahlsüberlieferung. Gegen die von B. Lang vertretene These, das Bundesmotiv gehöre nicht zu deren ursprünglichem Bestand, vertritt er, daß es – wenn nicht ursprünglich – so doch sehr alt sei. Jesus selbst könnte es schon benutzt haben, um seine Lebenshingabe zu deuten. Gegenüber K. Berger und vor allem M. Vogel wendet er richtig ein, daß der „Kelch“ in 1 Kor 11,25 keine „Trinkrunde“, sondern dessen Inhalt meint. Man wird jedenfalls mit Lichtenberger am Sühnecharakter der Einsetzungsworte festhalten müssen. Ob die Wendung „für die Vielen“ ausreicht, um eine Verbindung mit dem Gottesknechtslied (Jes 53,12) herstellen zu können, kann man allerdings bezweifeln. Unzweifelhaft ist dagegen der Einfluß von Ex 24,8 („Bundesblut“) bei Mk und Mt und darüber hinaus von Jer 31,31–34 („neuer Bund“) bei Lk (vgl. 1 Kor 11,25).

G. S. Oegema begründet mit überzeugenden Argumenten, daß Christus in Röm 10,4 nicht als das Ende des Gesetzes zu verstehen ist. Aus der christologischen Sicht des Paulus kann die Tora nicht ohne Christus verstanden werden. Christus ist nicht nur ihr Ziel, sondern

auch ihr Zentrum und ihre Erfüllung, weshalb man Röm 10,4 am besten übersetzt: „Christus ist die Vollendung der Tora zur Gerechtigkeit für jeden, der glaubt“ (255). Im Hebräerbrief und nur in ihm wird geradezu eine „Bundestheologie“ vertreten. Das Stichwort kommt in dem zentralen christologisch-soteriologischen Abschnitt Hebr 7,1–10 und an kompositorischen Schlüsselstellen vor. J. Frey analysiert die entsprechenden Stellen in ihrem Kontext. Dabei stellt sich heraus, daß der Bundesbegriff semantisch maßgeblich von der Septuaginta beeinflusst ist und die beiden Schriftzitate Ex 24,8 und Jer 31(38), 31–34 eine tragende Bedeutung haben. Der durchgehende Bezugspunkt und das strukturierende Zentrum des Bundesbegriffes sind jedoch das Christusbekenntnis, das wohl seine soteriologische Verwendung ermöglicht hat. Um das Wesen der für die Christen geltenden Heilssetzung herauszustellen, entwickelt der Hebr den Begriff Bund antitypisch zum Bund am Sinai und betont seine Entsprechung, Überbietung und radikale Andersartigkeit. Der alte Bund wird nicht restituiert, sondern aufgehoben und durch die eschatologisch neue, im Tod Christi begründete Heilsdisposition ersetzt. Die Behauptung, der Sinai-Bund und der levitische Opferdienst seien unwirksam, steht im totalen Gegensatz zum zeitgenössischen jüdischen Denken. Da der Verf. dadurch einer verunsicherten Gemeinde die Unvergleichbarkeit des Heils in Christus vor Augen führen will, kann man jedoch nicht von Antijudaismus sprechen.

Alle vorliegenden Beiträge zu einem der wichtigsten Themenkreise der Bibel und des Frühjudentums zeichnen sich durch ein ausgewogenes Urteil aus. Sie werden darüber hinaus durch verschiedene Register gut erschlossen.

Heinz Giesen

FREY, Jörg: *Die johanneische Eschatologie*. Bd. 1: Ihre Probleme im Spiegel der Forschung seit Reimarus. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 96. Tübingen 1997: J. C. B. Mohr. XIX, 551 S., Ln., DM 188,- (ISBN 3-16-146716-7).

Da die Forschungsgeschichte der johanneischen Eschatologie (= joh. Esch.) letztlich zu einem besseren Verstehen der Probleme und einer sachgemäßen Interpretation führen soll, benennt Frey in seiner Tübinger Dissertation auch die die Auslegung jeweils bestimmenden oder wenigstens mitbestimmenden Faktoren. Die heftig umstrittene joh. Esch. ist mit der Christologie eng verbunden. Die ältere Forschung interessiert sich hier insbesondere für deren Beziehung zum synoptischen Jesusbild. Versteht man unter Esch. zunächst die Lehre von den letzten Dingen, so faßt man mit ihr in diesem Jahrhundert alle Lebensäußerungen des Glaubens und ihre theologische Reflexion zusammen. Gilt Esch. zunächst als Synonym für Apokalyptik, so definiert man sie später im Gegensatz zu ihr, was sich in den letzten zwei Jahrzehnten wieder änderte. Das alles bleibt nicht ohne Einfluß auf die Deutung der Texte. So erfreut sich das Joh z. B. bei F. Chr. Baur, H. J. Holtzmann und den Vertretern der „Konsequenten Esch.“ besonderer Hochschätzung, weil sie es für völlig uneschatologisch und für mystisch halten, während z. B. R. Bultmann und seine Schüler in ihm eine besonders konsequente eschatologische Botschaft ausfindig machen.

Am Anfang steht die Infragestellung der traditionellen Deutung durch Reimarus und Semler (I. Teil). Der philosophisch-theologische Kontext, der für die These von der rein präsentischen Esch. grundlegend war, wird sodann an vier Modellen (Lessing, Kant, Hegel, Schleiermacher) aufgezeigt. Im Zeitalter der Aufklärung, des Idealismus und der Romantik wird das Joh bevorzugt, da man im joh. Jesus den Lehrer der allgemeingültigen Offenbarung gefunden zu haben glaubt. Man stellt die kirchliche und vor allem die futurische Esch. in Frage und stellt ihr die joh. Gegenwartsesch. entgegen. Das Joh und seine Auslegung geraten auf diese Weise unter den Zwang von verhängnisvollen Alternativen, zwischen äußerlich-realistischer und innerlich-spiritueller, kosmisch-universaler und individueller, futurischer und rein präsentischer Esch., die bis in die Gegenwart fortwirken. Möglich war und ist das nur aufgrund von selektiver Wahrnehmung der Texte bzw. von Umdeutung widersprechender Texte. Mit dem Aufkommen der Literarkritik entledigt man sich dieser Problematik, indem man die entsprechenden Texte auf verschiedene literarische Schichten aufteilt. Auch der unterschiedlich bestimmte religionsgeschichtliche Hintergrund führt zu

differenziertem Verstehen der joh. Esch. W. Bousset deutet die Vergegenwärtigung des Heils im Horizont hellenistischer Mystik, während A. Schlatter das palästinische Judentum als Hintergrund erkennt. Die orientalisch-gnostische Mythologie bildet die Voraussetzung für die Interpretation W. Bauers und des frühen R. Bultmann.

Die ältere Forschung findet bei R. Bultmann zu einer Synthese (II. Teil). Seine Deutung wird maßgeblich beeinflusst durch das existenziale Zeitverständnis Heideggers: Die Esch. wird zu einem punktuellen Jetzt, das in die Entscheidung ruft. Bultmann sucht seine These zu stützen, indem er widersprechende Texte literarkritisch Quellen bzw. einer kirchlichen Redaktion zuschreibt und einen Einfluß des gnostischen Erlösermythos annimmt, für den er sich anachronistisch auf spätere mandäische und manichäische Texte beruft. Die Esch. deutet er entsprechend als das innergeschichtliche Ende der Geschichte.

Bis 1970 steht die Diskussion über die Esch. in Zustimmung und Kritik unter dem Einfluß Bultmanns (E. Käsemann, L. Schottroff, E. Haenchen, G. Bornkamm, G. Stählin, W.G. Kümmel, R. Schnackenburg u. a.) (III. Teil). In der neueren Diskussion (IV. Teil) sucht man die Spannung zwischen der Gegenwarts- und Zukunftsesch. im Joh mit Hilfe verschiedener literarkritisch gewonnener Schichtenmodelle (M.-É. Boismard, R. E. Brown, J. Becker, G. Richter) bzw. im Licht von Linguistik, Literaturwissenschaft und Soziologie (H. Thyen, L. Schenke, J. Neugebauer, W. A. Meeks, T. Onuki u. a.) zu erklären. In diesem Rahmen versteht A. Stimpfle die futurische Esch. als Attrappe, die Nicht-Prädestinierte in die Irre führen soll. Mit Recht wirft Frey ihm vor, er unterstelle dem Evangelisten boshafte Zynismus und zudem eine sonst in der Antike nicht bekannte literarische Vorgehensweise. Mit einer Neubewertung der Bedeutung apokalyptischer Traditionen für die joh. Schriften schreiben G. Strecker und U. Schnelle die futurischen Aussagen der frühjoh. Schultradition zu. H. Koester und W. Schmithals nehmen demgegenüber – allerdings bei veränderten historischen Grundannahmen – nochmals Bultmanns Interpretationsmodell auf.

Im V. Teil faßt Frey den Stand der Forschung zusammen und nennt Ansätze zur weiteren Diskussion. Hier werden auch die Grundlinien seiner eigenen Auffassung deutlich, die er in naher Zukunft in einem zweiten Band darlegen wird. M. E. geht er zu Recht davon aus, daß die joh. Texte sachgemäß nur vom Textganzen her zu interpretieren sind. Für unangemessen hält er es, im Joh lediglich ein Spiegelbild der Gemeinden zu sehen. Gefordert ist eine theologische Sachinterpretation, die durch die philologische Beobachtung möglichst abzusichern ist. Es ist entschieden darauf zu achten, daß die dem Joh eigene Perspektive wahrgenommen wird, die vor allem durch den besonderen temporalen Standpunkt der joh. Erzählung bestimmt zu sein scheint. Die „doppelzeitlichen“ Aussagen (z. B. 13,31 f.) lassen sich nicht einfach auf die beiden temporalen Standpunkte, vorösterlicher Jesus – nachösterlich schreibender Verf., aufteilen, sondern sind im Rahmen der Dynamik der Lektüre zu lesen, die der Text anstößt.

Der vorliegende Forschungsbericht zu joh. Esch. ist – das dürfte deutlich geworden sein – eine sachkundige und kritische Bestandsaufnahme der Beschäftigung mit dem Joh und indirekt der Erforschung des NTs überhaupt.

Heinz Giesen

HÜBNER, HANS: *Vetus Testamentum in Novo*. Bd. 2: Corpus Paulinum. Göttingen 1997: Vandenhoeck & Ruprecht. XXIV, 663 S., Ln., DM 188,- (ISBN 3-525-50108-0).

W. Dittmar veröffentlichte 1899 und 1903 sein zweibändiges Werk „*Vetus Testamentum in Novo*“, in dem er die alttestamentlichen Parallelen des NTs im hebräischen Urtext und in ihrer griechischen Fassung darstellte, soweit diese damals ermittelt waren. Inzwischen hat vor allem die Septuagintaforschung, die u. a. in der kritischen Septuaginta-Ausgabe der Göttinger Akademie der Wissenschaften dokumentiert ist, erhebliche Fortschritte gemacht, so daß ein Nachfolgewerk notwendig wurde. Weil die neutestamentlichen Schriftsteller das AT vor allem in seiner griechischen Übersetzung, der Septuaginta, benutzten, sind die griechischen Parallelen von besonderem Gewicht. Das hat der Göttinger Neu-

testamentler H. Hübner namentlich in seiner dreibändigen „Biblischen Theologie des Neuen Testaments“ hervorgehoben.

Der nunmehr vorliegende 2. Band, der als erster erschienen ist, bringt zu den Texten der echten Paulusbriefe und der Deuteropaulinen, die eine oder mehrere Parallelen im AT haben, die entsprechenden Urtexte. Die Texte sind übersichtlich in vier Spalten angeordnet: 1. die neutestamentlichen Texte, 2. der Wortlaut des Septuagintatextes bzw. der des Theodotion (vor allem für das Buch Daniel), 3. der Wortlaut des hebräischen (masoretischen) Textes, 4. andere Erwähnungen, wie z. B. alttestamentliche Texte, die nicht unmittelbar zitiert sind, und Hinweise auf Paralleltexte. Zwischen Zitaten und Anspielungen wird im äußeren Bild nicht unterschieden. Inhaltliche Übereinstimmungen der Texte werden durch Unterstreichung und wörtliche Übereinstimmung durch Fettdruck kenntlich gemacht. Hübner bietet nicht nur die von den Verfassern neutestamentlicher Schriften (wahrscheinlich) intendierten Zitate bzw. Anspielungen, sondern auch weitere Parallelen, die wir heute verifizieren können.

Das von H. Hübner mit seinem Mitarbeiterstab vorgelegte Werk ist ein wichtiges Arbeitsinstrument für jeden Exegeten, vor allem auch für jene, die sich um eine gesamtbiblische Theologie bemühen. Es bleibt zu hoffen, daß die ausstehenden Bände bald folgen werden.

Heinz Giesen

DIETZFELBINGER, Christian: *Der Abschied des Kommenden*. Eine Auslegung der johanneischen Abschiedsreden. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 95. Tübingen 1997: J. C. B. Mohr. XVI, 368 S., kt., DM 84,- (ISBN 3-16-146687-X).

Die vorliegenden Untersuchungen zu den johanneischen (= joh) Abschiedsreden gehen auf Seminare und Vorlesungen des Verfs. an der Tübinger Evangelisch-theologischen Fakultät zurück. Ihr primäres Anliegen ist es, den Text so zu erklären, daß er den heutigen Leser möglichst in gleicher Weise wie den Erstadressaten anspricht. Nach einer kurzen Einführung in die literarische Gattung der Abschiedsrede und deren besondere joh. Akzentuierung wendet sich der Verf. den vier Teilen der einen großen Rede zu (13,31–14,31; 15,1–16,15; 16,16–33,17,1–26), um sie eingehend zu exegetisieren. Dabei sucht er die Texte mit dem Erfahrungshorizont heutiger Leser zu verbinden. Er bespricht alle Fragen, die für Auslegung wesentlich sind, und rekonstruiert deren geschichtlichen Hintergrund. In Exkursen behandelt er die Ich-bin-Worte des JohEv und die Parakletsprüche.

Bei der Interpretation der ersten Rede wiederholt der Verf. seine schon früher vertretene Auffassung, daß alle Glaubenden durch die Vermittlung des Parakleten dieselbe qualitative und unmittelbare Ostererfahrung machen wie die irdischen Jünger Jesu als die ersten Osterzeugen. Auf diese Weise werde die das Urchristentum beunruhigende Grundsatfrage beantwortet, wie der zum Vater gegangene Christus in der Gemeinde gegenwärtig werde, „der das Sein der Gemeinde in der Welt zu einem erfüllten Sein werden läßt“ (86). Der Verf. sieht hier zwar durchaus richtig, daß der Paraklet nach Ostern die Christusbegegnung in der Gemeinde vermittelt. Das bedeutet jedoch nicht, daß Joh 14 jegliche Rückkoppelung mit dem irdischen Jesus in polemischer Weise abweist. Die Erstzeugen des Auferstandenen und der Bezug auf die vorösterliche Jesustradition müssen folgerichtig als zu schmal, als daß sie „die neue Situation der Gemeinde tragen und Fundament der Nachfolge sein“ könnten (96), abgewertet werden. Auch die These, die apokalyptische Zukunftseschatologie in 14,2 f. werde in Kap. 14 ganz in eine präsentische Eschatologie überführt, ist nicht überzeugend.

Die zweite Abschiedsrede (15,1–16,15) bietet eine der gewichtigsten ekklesiologischen Aussagen im NT. In 15,18–16,4a reflektiert die Gemeinde ihre Beziehung zur Welt, die sich gegen Gott verschließt. Das bekommt die Gemeinde in der Verfolgung zu spüren. Die vom Verf. vertretene These, daß die joh. Gemeinde sich wesentlich in Polemik gegen die Synagoge definiert, bleibt allerdings hinterfragbar, zumal er selbst sieht, daß das Band zwischen Gemeinde und Synagoge bereits zerschnitten ist. Der Gemeinde wird als Folge des Fortge-

hens Jesu der Beistand des Parakleten zugesagt (16,4b–15). In der dritten Abschiedsrede (16,16–33) wird nach 15,18 ff. nochmals betont, daß die Feindschaft der Welt einen Grad erreicht hat, der für die Gemeinde gefährlich ist. Es wird die Hoffnung geweckt, daß Trauer sich in eschatologische Freude verwandeln wird, und zwar inmitten der Bedrängnis, die ja Signum christlicher Existenz ist. Die vierte Abschiedsrede (17,1–26) ist als Gebet charakterisiert. In ihr geht es um die Verherrlichung des Vaters, um die Bewahrung der Gemeinde, um deren Heiligung und missionarische Sendung und schließlich um deren Einheit und Vollendung.

Dietzfelbinger postuliert für die vier Abschiedsreden vier verschiedene Autoren mit unterschiedlichen theologischen Standpunkten. Für diese literarkritische Entscheidung führt er jedoch nur inhaltliche Gesichtspunkte an. So gilt ihm z. B. das Fehlen einer Parakletaussage in Joh 17 als ein wichtiger Beleg dafür, daß ein anderer Autor am Werk gewesen sei als in den vorausgehenden Abschiedsreden. Wenn er dem Endtext dennoch theologische Kohärenz bescheinigt, räumt er ungewollt ein, daß die gesamte Abschiedsrede auch aus einer Hand sein könnte. Denn das, was Werk eines geschickten Redaktors sein kann, dürfte man auch dem Evangelisten selbst zumuten können. Das bestätigen zudem Untersuchungen, die zeigen, daß die Eigenarten des Joh. Stils nicht durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder Schule erklärbar sind, sondern individuelle Züge tragen.

Die vorgetragenen Einwände sollen keineswegs verstellen, daß die Auslegungen Dietzfelbingers insgesamt sehr lehrreich sind. Sie sind zweifellos dazu geeignet, zu einem tieferem Verständnis der Abschiedsreden und des JohEv im ganzen zu führen. Heinz Giesen

SÖDING, Thomas: *Blick zurück nach vorn. Bilder lebendiger Gemeinden im Neuen Testament.* Freiburg 1997: Herder. 220 S., kt., DM 29,80 (ISBN 3-451-26467-6).

Die Fragen nach dem Wesen der Kirche, ihren Aufgaben und Chancen und Grenzen werden in Zeiten allgemeinen Wertewandels und massiver Kirchenkritik nicht nur von engagierten Christen gestellt, sondern haben auch erhebliche Bedeutung für die Gesellschaft. Will man auf diese Fragen Antworten finden, ist man immer auf das NT verwiesen, das zwar keine Patentrezepte zur Lösung gegenwärtiger Probleme bietet, aber mit einer faszinierenden Form von Kirche-Sein und -Werden vertraut macht, die bis heute nicht an Aktualität verloren hat. Söding geht es nun in seinem aus einer Artikelserie in der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ (Herbst 1995 bis Sommer 1996) entstandenen, leicht überarbeiteten und um einige Abschnitte erweiterten Buch nicht nur darum, wie Kirche in der Theorie zu verstehen ist, sondern wie sie in der Gemeindepraxis gelebt wurde. Auf diese Weise soll es dazu beitragen, daß die gegenwärtige Kirchendiskussion sich auf wesentliche Fragen konzentriert.

Zu Beginn gibt der Verf. Einblick in die mannigfachen Kirchenbilder des NTs, in die Vielfalt und Einheit der Kirche und schildert die christlichen Gemeinden der Anfangszeit als kleine Minderheiten mit zunächst nur wenigen und offenen Organisationsstrukturen, die als gesellschaftliche Außenseiter vor allem in den Städten des Römischen Reiches inmitten eines durchaus religiös geprägten jüdischen bzw. paganen Milieus lebten. Zu Recht betont er auch das Verwurzelte sein der christlichen Kirche im Judentum.

Wer nach dem Wesen und den Aufgaben der Kirche fragt, wird immer wieder zurückverwiesen auf Jesus von Nazaret. Deshalb geht der Verf. zunächst auf die Bedeutung der Gottesreichs-Verkündigung Jesu und der Zwölf ein, die Symbol der Hoffnung für Israel und die Kirche ist. Die eigentliche Geburtsstunde der Kirche aber ist die Passion Jesu und seine Auferweckung sowie das Zeugnis des Geistes. Söding zeichnet dann die Kirchenbilder der meisten neutestamentlichen Schriften nach.

Die in den neutestamentlichen Schriften bezeugten „Bilder gelungenen und bedrohten, angefochtenen und erprobten Glaubens-Lebens“ (174) lassen sich heute zwar nicht einfach kopieren, aber sie können als Leitbilder der heutigen Kirche Impulse geben. Söding leitet

aus ihnen sieben Optionen für die gegenwärtige Kirche ab. „1. Option für die Ökumene, 2. Option für ein neues Verhältnis zum Judentum, 3. Option für zeitgenössische Kulturarbeit, 4. Option für Dialog und Kooperation innerhalb der Kirche, 5. Option für Diakonie und soziales Engagement, 6. Option für Liturgie und geistliche Erneuerung, 7. Option für verständliche und verbindliche Theologie“ (174). Die folgenden Seiten dienen dazu, die sieben Optionen näher zu beschreiben und zu erörtern (174–211).

Die „Bilder lebendiger Gemeinden im Neuen Testament“, die uns der Verf. in verständlicher Sprache vorgelegt hat, können nicht nur der Kirche als ganzer neue Impulse vermitteln, sondern auch jedem Christen, da sich das Christsein ja wesentlich in der Gemeinde vollzieht.

Heinz Giesen

MÜLLER, Markus: *Vom Schluß zum Ganzen*. Zur Bedeutung des paulinischen Briefkorpusabschlusses. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 172. Göttingen 1997: Vandenhoeck & Ruprecht. 296 S., Ln., DM 98,- (ISBN 3-525-53855-3).

Der Briefabschluß der Paulusbriefe bündelt die Hauptlinien des entsprechenden Briefes nicht nur, sondern faßt sie leserführend zusammen. Der Leser soll den Brief nochmals an seinem geistigen Auge vorüberziehen lassen, „und zwar möglichst nach der inhärenten ‚Texthermeneutik‘ des Briefes selbst“ (13), und zugleich dazu angeleitet werden, sein Leben nach dessen Inhalt auszurichten. So lautet die These der vorliegenden Erlanger Dissertation.

Im 1. Kap. weist Müller zunächst nach, daß die Konventionen in antiken Briefen keineswegs bloße formelle Floskeln sind, sondern wichtige Träger von Verstehenssignalen, über die man ausdrücklich reflektiert. Das zeigt sich in den Papyrusbriefen ebenso wie in der lateinischen Briefstellerei, aber auch in den Realien des Briefschreibens. Zur Auslegung paulinischer Briefe bleibt die vor allem in Nordamerika angewendete rhetorische Analyse zumindest problematisch, weil diese die Briefe nach dem Muster der erfolgsorientierten Rhetorik interpretiert und deshalb dem paulinischen Bemühen um Verständigung und Erfolg nicht gerecht wird. Wichtig dagegen ist die Dichtungstheorie der Antike, wonach sich das Literaturverständnis an der Nachahmung vorgegebener Formen und Stile orientiert. Bevor Müller auf die Briefschlüsselemente in den Paulusbriefen zu sprechen kommt, zeigt er anhand von Beispielen die Bedeutung brieflicher Schlußkonventionen im Rahmen der antiken Epistolographie auf. Auf dem Hintergrund der Briefkonventionen in antiken Briefen müssen an den Briefschluß der Paulusbriefe zwei Fragen gestellt werden: 1. Treten die Wendungen im Briefschluß an die Stelle der antiken finalen Grußformel? 2. Inwiefern gibt es zwischen ihnen und dem Gesamtaufbau des Briefformulars einen Zusammenhang?

Diese Fragen konkretisiert und beantwortet der Verf. im 2. Kap. dadurch, daß er die epistolographische Funktion des Briefkorpusabschlusses des ältesten Paulusbriefes (1 Thess 5,23 f.) untersucht. Eine eingehende Untersuchung zeigt, daß 1 Thess 5,23 weder ein Segens- noch ein Gebetswunsch ist. In 1 Thess 5,23 f. laufen vielmehr die beiden thematischen Hauptlinien des Briefes – Erinnerung an die Erwählung/Berufung und damit verbunden die Paraklese zur Heiligung des Lebenswandels – zusammen. So ist 1 Thess 5,23 f. als konduktiver Gotteszuspruch zu bestimmen, der den Thessalonichern wesentliche Inhalte performativ zuspricht.

Die Auslegung des Briefkorpusabschlusses läßt den Philipperbrief als ein integrales Schreiben des Paulus verstehen (3. Kap.). Eine Analyse von Phil 4,1–20 vermag zu zeigen, daß der Abschnitt verschiedene Elemente enthält, die zu einem Ganzen gestaltet sind, so daß es für literarkritische Operationen keinen Raum gibt. Der Gotteszuspruch in 4,19 f. bündelt ähnlich wie in 1 Thess 5,23 f. die verschiedensten Stränge des Briefes. Paulus verweist die Philipper in ihrer Bedürftigkeit auf das helfende und rettende Handeln Gottes, das seinen Maßstab im Reichtum Christi hat. Der Gotteszuspruch ist damit Einweisung in die apostolische Existenz, für die der Apostel selbst nachzuahmendes Vorbild ist. Phil 3,2–21 ist als

personales Testament des Paulus die Brücke zwischen der christologischen Grundlegung (Phil 2) und den Einzelmahnungen (Phil 4). Christus ist Garant der christlichen Koinonia, die angesichts des möglichen bevorstehenden Sterbens des Apostels, durch das Eindringen „schlechter Arbeiter“, aber auch durch innergemeindliche Auseinandersetzungen bedroht ist, und Grundmodell christlicher Lebensführung. Beides kann man an der Lebensführung des Paulus ablesen. Für Paulus ist umgekehrt schon die finanzielle Unterstützung seitens der Gemeinde Zeichen ihrer Teilhabe an seinem Leiden. Die Gemeinde hat sich so in ihrem Wandel als „Gott wohlgefällig“, als „rechtes Opfer“ und „Wohlgeruch“ erwiesen (4,18). „Dies zu zeigen, ist die leserführende Funktion des Briefkorpusabschlusses im Philipperbrief“ (205).

Auch im Römerbrief gehört der Briefschluß (15,14–16,23) eng mit dem Briefkorpus und dem Anliegen des Paulus zusammen (4. Kap.). Mit der Grußauftragsliste empfiehlt sich Paulus selbst, um das Vertrauen der Gemeinde zu gewinnen. Diesem Ziel dienen auch die Personen und Personengruppen, von denen Paulus grüßen läßt. Die Gegrüßten werden zugleich damit in den Auftrag an die Diakonin Phöbe eingebunden und gebeten, ihr das zur Ausführung ihres Auftrages Notwendige zur Verfügung zu stellen. Der Briefkorpusabschluß (15,7–13) bietet das gesamte Panorama des Röm und ermöglicht so den Zugang zu dessen Texthermeneutik. Im konduktiven Gotteszuspruch (15,13) macht Paulus klar, daß nicht er das, was er in seinem Brief geschrieben hat, bewirken kann, sondern allein Gott, der die Gemeinde mit Freude und Frieden zu erfüllen vermag, so daß sie ein Leben in der Hoffnung des Heiligen Geistes führen kann. Als Summe des Röm läßt der Briefkorpusabschluß auch ein Licht auf die Frage nach dem Anlaß des Briefes fallen. Es ergibt sich, daß Paulus mit seinem Brief um das Vertrauen der Römer wirbt. Die Diakonin Phöbe soll vor allem die freien und wirtschaftlich Starken in der Gemeinde zur Mitarbeit gewinnen. Darin sieht der Apostel nicht nur eine Missionsstrategie, sondern vor allem eine theologische Herausforderung und das auch im Blick auf die Frage nach dem Geschick der Juden, die nicht zum Christusbekenntnis gekommen sind.

Der Verf. konnte anhand der drei Beispiele die zu Beginn des Buches genannte These erhärten, daß Briefschlüsse mehr sind als bloße Formeln. Es ist vor allem der konduktive Gotteszuspruch, der die stärksten hermeneutischen Signale setzt. Der Apostel schaut von ihm aus noch einmal zurück auf den ganzen Brief. Das Geschriebene wird in einer Weise verdichtet und den Adressaten so zugesprochen, daß sie ihr Leben im Licht des Briefinhaltes neu wahrnehmen.

Heinz Giesen

SÖDING, Thomas: *Das Wort vom Kreuz*. Studien zur paulinischen Theologie. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 93. Tübingen 1997: J.C.B. Mohr. VIII, 408 S., DM 158,- (ISBN 3-16-146618-7).

Die Mitte der paulinischen Theologie ist die Botschaft, daß der Gekreuzigte der Sohn Gottes ist. Diese Erkenntnis, die Paulus bei seiner Berufung vor Damaskus grundlegend geschenkt wurde, erweist sich in Auseinandersetzung mit gegnerischen Positionen mehr und mehr als die Mitte seines theologischen Denkens. Seine Konzentration auf den Gekreuzigten läßt Paulus „überzeugende pastoral-praktische, ethische und spirituelle Wegweisungen finden“. (V). Das veranschaulicht Söding in 18 Aufsätzen vor allem im Bereich der Christologie, der Soteriologie und der Ekklesiologie.

Unter der Überschrift „Entwicklungen und Hintergründe“ (I.) nimmt Söding zur Chronologie der paulinischen Briefe Stellung und zeichnet die frühe paulinische Evangeliumsverkündigung in 1 Thess nach. Für 2 Kor und Phil setzt er dabei Briefkompositionen voraus. In jüngster Zeit wird jedoch mit überzeugenden Argumenten die Einheitlichkeit dieser Briefe vertreten (z. B. von U. Schnelle). Deshalb wäre es reizvoll zu erfahren, welche Motive dazu geführt haben könnten, Ausschnitte von ursprünglichen Paulusbrieffen zu neuen Einheiten zusammenzufügen, zumal wir aus der Antike keine Parallelen dafür haben. Unter den Thessalonichern gibt es zweifellos Christen, die überzeugt waren, daß der Herr bald wiederkommen wird und daß nur jene an seiner Herrlichkeit Anteil haben, die dann

noch leben. Paulus teilt nach meinem Urteil diese drängende Naherwartung gerade nicht mit seinen Adressaten, wie Söding mit der Mehrheit der Exegeten annimmt, sondern hält den Termin der Wiederkunft Christi völlig offen. Weil sie zu jeder Zeit (und folglich auch bald) eintreffen kann, gilt es, stets wachsam zu sein.

„Christologie und Soteriologie“ (II.) gehören nach Paulus (und nach dem ganzen NT) eng zusammen. Das spezifisch Paulinische ist es jedoch, daß seine Christologie und Soteriologie ganz von seiner Kreuzestheologie geprägt sind. Besonders aufschlußreich sind die beiden Aufsätze („Das Geheimnis Gottes im Kreuz Jesu“ und „Erniedrigung und Erhöhung“ [Phil 2,6–11]), in denen der Verf. die Bedeutung von mythischen Aussagen für die Theologie reflektiert. Gegenüber dem Bultmannschen Entmythologisierungsprogramm hält er mit der neueren philosophischen und religionsgeschichtlichen Mythosforschung fest, „daß mythisches Reden weite Erfahrungsfelder und Sinnbezirke menschlichen Lebens erschließt, die von anderen Redeformen und Handlungsweisen nicht erreicht werden können“ und „daß Mythen narrative und rituelle Vergegenwärtigungen eines transzendenten Urgeschehens sind, die für die Menschen einer bestimmten Kultur die Frage nach dem Grund und Ziel des Lebens beantworten“ (111). Söding zeigt dann, wie der Philipperhymnus in seiner vor-paulinischen Gestalt und in seiner paulinischen Rezeption die in ihm vorkommenden Mythen christologisch kritisiert und in der Christologie dialektisch aufgehoben hat.

Das Verhältnis von „Evangelium und Heilige(r) Schrift“ behandelt Söding im Abschnitt III. Besonders wichtig sind hier die Reflexionen über die Anfänge der neutestamentlichen Kanonbildung, die der Verf. zu Recht im theologischen Anspruch der paulinischen Evangeliumsverkündigung grundgelegt sieht. In diesem Zusammenhang hebt er die zugleich enge Verbindung und wichtige Unterscheidung zwischen Gottes Wort und dem Wort der Bibel hervor, die sich rudimentär schon bei Paulus findet. Verzichtet man auf diese Differenzierung, verfällt man dem Fundamentalismus. Hält man nicht an der wesentlichen Verbindung beider fest, huldigt man dem Positivismus. Die Dialektik zwischen beiden wird heutige Theologie am besten mit Hilfe des personalen Beziehungsbegriffs der Selbstmitteilung Gottes erklären.

Wie die Kreuzestheologie die gesamte Theologie des Paulus bestimmt, so auch die Ekklesiologie, so daß Kirche zu Recht als „Gemeinschaft des Gekreuzigten“ (IV.) zu charakterisieren ist. Söding zeigt hier u. a., daß das Evangelium als die heilschaffende Kraft Gottes, der das Heil aller will, das Fundament der Kirche ist und die Gemeinde umgekehrt ganz im Dienst des Evangeliums stehen muß.

Schließlich geht es Söding um das „Christsein in der Kraft des Geistes“ (V.). Auffällig selten (nur dreimal) spricht Paulus von der Gottesliebe des Christen. Meistens wird die Beziehung zu Gott als Glaube bezeichnet, die wie die Gottesliebe grundlegend das Christsein bestimmt. Mit „Glaube“ bezeichnet Paulus die Korrelation zwischen dem neuen Gottesverhältnis, das durch Christus vermittelt ist, und dem Bekenntnis zu Gott und Jesus Christus, während er mit „Liebe“ die Beziehung zu Gott und zu Jesus Christus als solche im Blick hat.

Söding thematisiert auch die beiden von Paulus bezeugten Sakramente der Eucharistie und der Taufe. Er betont zu Recht die dialektische Beziehung zwischen Taufe und Glaube. Der Glaube ist es zwar, der rechtfertigt. Dennoch hat auch die Taufe Heilsbedeutung. Sie ist Ausdruck des rechtfertigenden Glaubens, den sie voraussetzt und der seinerseits die Taufe begehrt. Die Taufe schenkt dem Glaubenden neues Leben, das allerdings auch verwirklicht werden muß. Abschließend zeigt Söding am Beispiel des Götzenopferstreits in 1 Kor 8–10 das Verständnis der paulinischen Ethik auf.

Die von Söding vertretene Grundthese, daß die Kreuzestheologie die Mitte des paulinischen Denkens ausmacht, ist überzeugend. Das zeigt er in den vorliegenden Beiträgen, die die wichtigsten Bereiche der paulinischen Theologie abdecken. Hervorzuheben ist auch, daß der Verf. versucht, die paulinischen Aussagen, die auf dem Hintergrund eines anderen Weltbildes gemacht sind, dem Christen von heute zu vermitteln.

Heinz Giesen

Fundamental- und dogmatische Theologie

Grenzen der kritischen Vernunft. Helmut HOLZHEY zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Peter A. SCHMID und Simone ZURBUCHEN. Basel 1997: Schwabe & Co. 314 S., Ln., DM 90,- (ISBN 3-7965-1039-6).

Festschriften zur Kenntnis zu nehmen, ist nicht immer beglückend: Oft sind sie der Anlaß, mehr oder weniger Zufälliges an die Öffentlichkeit zu tragen, was dann dem so Beschenkten nicht unbedingt zur Ehre gereicht. Hier ist das anders:

Dem Ordinarius für Philosophie an der Universität Zürich, Helmut Holzhey, werden zum 60. Geburtstag von Kolleginnen und Kollegen im Zusammenhang mit dessen Forschungsbereich (der Geschichte der Kantschen Kritik und des Neukantianismus) aus eben diesem Umfeld Untersuchungen angestellt und gewidmet.

In fünf Kapiteln beschäftigen sich die 18 Beiträge mit Philosophie und Philosophiegeschichte (1), mit den Begründern des Marburger Neokantianismus (2), mit dem Verhältnis von Kritizismus und Wissenschaften (3), mit der kulturphilosophischen Rolle des Kritizismus (4) und mit metaphysischen Implikaten der aufklärerischen Kritik (5).

In den Überlegungen wird wieder einmal deutlich, wie sehr die kritische Begrenzung der Erkenntnis der Wahrheit dient, wenn dabei dann auch die Grenze dieser Erkenntnis kritisch wahrgenommen wird und gegebenenfalls Grenzüberschreitungen der Kritik unterworfen bleiben.

Die Herausgeber, Peter A. Schmid und Simone Zurbuchen, zeigen in ihrer Einleitung den Konnex der einzelnen Beiträge auf und leisten damit gleichzeitig eine hilfreiche Lesehilfe. Die aber ersetzt nicht ein Sach- und Namenregister, was ich schmerzlich vermisse, da es dieses Sammelwerk brauchbarer gemacht hätte. Hilfreich wäre zudem ein Vorstellen der Autoren, die der Fachwelt bekannt sein mögen, nicht aber jedem, der sich aus reinem Interesse für das Thema dem Buch zuwendet.

Viktor Hahn

Gott der Erlöser. Zu einigen ausgewählten Fragen. Hrsg. Internationale theologische Kommission. Reihe: Kriterien, Bd. 96. Freiburg 1997: Johannes Verlag. 103 S., kt., DM 19,- (ISBN 3-89411-342-1).

Die Theologische Kommission wollte mit dieser Studie nach eigenem Bekunden eine „Synthese gegenwärtiger theologischer Ansätze“ vorstellen. Zu diesem Zweck wird in vier Teilen die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen im Spiegel der Lehren der großen Religionen wie nichtreligiöser Weltanschauungen dargestellt, wie sie in der heutigen Welt auftreten (I. Teil). Aus Altem und Neuem Testament wird dann der biblische Befund gesichert (II. Teil) und in Schlaglichtern die historische Entwicklung der Soteriologie durchgegangen, wobei der Schwerpunkt auf den Theologien des 20. Jhs. liegt (III. Teil). In einem IV. Teil werden die Befunde systematisiert und gegen aktuelle theologische Mißverständnisse (oder andere Auffassungen) abgegrenzt.

Die Darstellungen und Auseinandersetzungen mit theologischen Ansätzen sind sehr unterschiedlich gelungen. Während der biblische und patristische Befund vielleicht etwas punktuell, aber gut zusammengestellt ist und ohne Polemik vorgestellt wird, wird die Reformation in drei Absätzen abgehandelt und in ihrem soteriologischen Ernst nicht hinreichend aufgegriffen (58 f.). Während gegenüber Knitter und der pluralistischen Religions-theorie eine Würdigung des Anliegens immerhin versucht wird (65 f.), schlagen bei den Ausführungen zur Befreiungstheologie Ressentiments mehr durch, als es einer wissenschaftlichen und kirchlichen Beschäftigung gut tut (63 f.). Und eine Spiritualisierung des Begriffs der Armen (102) ist allein wohl noch keine Antwort. Die ausführlichste Einzeldarstellung gilt Karl Rahner (64 f.). Bemerkenswert für eine Darlegung der kath. Soteriologie ist der stark bundestheologische Ansatz (vgl. u. a. 26 f., 83). Gelungen scheint mir

die Entfaltung der Aussage von GS 22, daß Christus sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt hat (73 f.).

Der Status des Buches bleibt ein wenig unklar. Für ein Kompendium der traditionellen Lehre geht es ein wenig zu sehr auf aktuelle Streitfragen ein, für eine Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Strömungen fehlt die echte Offenheit für das Anliegen der anderen. So bleibt die Studie unbefriedigend und kann allenfalls Anstöße zu weiterer Suche geben.

Jessica Weis

CODA, Piero: *Gott – Geheimnis und Nähe*. Die dreifaltige Liebe in Offenbarung, Erfahrung und Theologie. München 1997: Verlag Neue Stadt. 230 S., geb., DM 38,- (ISBN 3-87996-324-X).

Wenn ein Buch sich umfassend und fundiert theologisch mit der Gottesfrage befaßt und dabei so geschrieben ist, daß auch der interessierte Nichttheologe oder -philosoph es gut verstehen kann, so verdient dies allemal Beachtung. Die Gotteslehre „Gott – Geheimnis und Nähe“ von Piero Coda, Professor für Dogmatik an der römischen Lateranuniversität, kommt zweifelsohne diesem Anspruch nach. Sie lädt den Leser ein zu einer historischen Reise in die Heilsgeschichte, die in dem trinitarischen Geheimnis Gott faßbar wird. Die Offenbarung des dreifaltigen Gottes ist dabei bleibendes Ereignis, nicht längst Vergangenes, sondern etwas, was sich immer wieder neu, aber doch im Kontext des Vergangenen ereignet.

Seine historische Reise beginnt der Autor mit dem Alten Testament, mit „El“, dem Gott der Patriarchen, dann ist die nächste Station der Glaube an JHWH, den Gott des Mose und Israels. Der Weg führt weiter über die Offenbarung JHWHs durch die Propheten im Königreich Israels und unter den Fremdherrschaften hin zu dem Gott, der sich in der Weisheitsliteratur offenbart.

Zentrales Gewicht hat sodann der Gott Jesu Christi – wie er vorösterlich verkündet und nachösterlich – in den neutestamentlichen Schriften – verstanden wurde. Dabei geht der Autor von einer Kontinuität von vorösterlicher und nachösterlicher Zeit aus: Das Geheimnis Gottes wurde nach dem Christusereignis tiefer verstanden. Die Gottheit Jesu war also bereits vor der Auferstehung offenbar und dies in den Titeln Messias und Menschensohn.

Dritte Etappe der historischen Reise ist schließlich die Offenbarung Gottes in der Geschichte der Kirche bis hin zur Gegenwart. Da ist dann von den ersten Konzilien die Rede, die Theologie der Kirchenväter findet Beachtung, schließlich die Scholastik und dann die Theologien der Neuzeit bis hin zur Gegenwart. In dieser kirchengeschichtlichen Betrachtung beschränkt sich der Autor nicht nur auf die katholische Dogmatik, sondern lenkt den Blick auch auf Philosophen wie Hegel oder Heidegger, auf evangelische Theologen wie Luther, Barth und Moltmann sowie besonders auf die Ostkirche.

Auf katholischer Seite wendet sich Coda vor allem den großen Dogmatikern der jüngeren Gegenwart zu, so Karl Rahner, Hans Urs von Balthasar und Joseph Ratzinger. Darüber hinaus wendet sich Coda immer wieder auch der religiösen Erfahrung in Geschichte und Gegenwart zu. Dies ist besonders deswegen von Interesse, weil in unserer Zeit Glauben vor allem in der Erfahrung manifest wird. Für eine unserer Gegenwart entsprechenden Mystik steht dabei exemplarisch Chiara Lubich, die Gründerin der Fokolarbewegung.

Auch setzt sich Coda für eine neue Ontologie ein. Er regt zu einem neuen Seinsverständnis an, das Gottes Sein als trinitarische Liebe begreift. Dabei wird im übrigen der gesamte Duktus des Buches deutlich, der bereits im Titel augenfällig zum Vorschein tritt: „Gott ist Geheimnis – und Nähe“. Und dieser nahe Gott, der Geheimnis ist und bleibt, wird die große Chance des Christentums sein. Wer sich auf ihn einlassen und die Geschichte dieses Gottes mit den Menschen durchwandern will, dem wird das Buch eine aufschlußreiche wie auch gut lesbare Lektüre sein.

Raymund Fobes

GRILLMEIER, Alois: *Fragmente zur Christologie*. Studien zum altchristlichen Christusbild. Hrsg. von Theresia HAINTHALER. Freiburg 1997: Herder. XII, 484 S., geb., DM 98,- (ISBN 3-451-26411-0).

In der Frage nach der Christologie der alten Kirche gibt es keinen kompetenteren Theologen als den ehemaligen Patrologen von St. Georgen (seit 1994 Kardinal) Alois Grillmeier. Sein Hauptwerk ist die auf drei Bände (in sieben Teilbänden) angelegte Geschichte der Christologie „Jesus Christus im Glauben der Kirche“ (Freiburg ab 1979), welche von der Apostolischen Zeit bis ins 8. Jahrhundert reicht. Ihr war ein Band damit zusammenhängender Forschungen und Perspektiven vorausgegangen: „Mit ihm und in ihm“ (Freiburg 1975 und 1978).

In Entsprechung zu diesem Band stellen die vorliegenden Studien zum altkirchlichen Christusbild eine Sammlung von Aufsätzen dar, die nach 1975 und separat zum genannten Hauptwerk erschienen sind, ergänzt und eingerahmt durch zwei Arbeiten aus dem Jahr 1948 zur Schöpfungstheologie und zur Theologie der Herz-Jesu-Verehrung.

Die Aufsätze sind in drei Gruppen geordnet, deren erste „Christologische Perspektiven“ aufzeigt, was u. a. die Bedeutung der Christologie für das christliche Menschenbild und für die Ökumene meint. Die zweite Gruppe bringt „Christologische Studien“ und in ihnen Ergänzungen zu einzelnen Abschnitten des genannten Hauptwerkes. Die dritte Gruppe „Christologische Miscellen“ endlich vereinigt einige kürzere Abhandlungen zu Einzelfragen.

Wer weiß, daß die Christologie das Zentrum der christlichen Glaubenslehre ist, das nicht von modischen Tagesfragen irritiert werden darf, findet in diesem Sammelband, den die bewährte Mitarbeiterin des Autors herausgegeben hat, wieder Grundlagenforschung ersten Ranges. Register (alte Autoren, moderne Autoren und Sachen) und eine vollständige (von 1942 bis 1996 359 Nummern zählende) Bibliographie machen ihn zum wertvollen Arbeitsbuch, das sich dem Gesamturteil über Grillmeiers Geschichte der Christologie als Jahrhundertwerk würdig einfügt.

Viktor Hahn

HEISER, Lothar: *Jesus Christus – das Licht aus der Höhe*. Verkündigung, Glaube, Feier des Herren-Mysteriums in der Orthodoxen Kirche. Schriftenreihe des Patristischen Zentrums Koinonia – Oriens, Bd. 47. St. Ottilien 1998: EOS Verlag. 756 S., Ln., DM 62,- (ISBN 3-88096-439-4).

In Wort und Bild werden der Weg und das Wirken Christi vorgestellt und betrachtet: beginnend mit der Verkündigung an Maria, entlang der lukanischen und matthäischen Darstellungen der Ereignisse um Geburt und Kindheit Jesu, über die ganze Breite an Wunder- und Zeichenerzählungen aller vier Evangelisten, der Passion bei Lukas und Johannes und den Zeugnissen von Auferstehung, Himmelfahrt, Geistsendung und eschatologischer Wiederkunft in der Apostelgeschichte und den Briefen.

Jedes Kapitel enthält die vier Elemente gläubiger Betrachtung: Schrift, Bild, Gebet und Auslegung.

Die Bilder sind vom Autor selbst aufgenommene Photographien aus Kirchen des Balkans, Osteuropas und des Nahen Ostens. Es sind farbgewaltige Darstellungen aus den verschiedensten Epochen und Stilen zwischen 1000 und 1700. Der Verfasser selbst eröffnet in einem hinführenden Text den Zugang zum Bild vom Schrifttext her.

Aus liturgischen Büchern der Ostkirchen hat der Verfasser dann Hymnen und Gebete der Alten Kirche ausgewählt und übersetzt, von denen viele sogar dem interessierten Leser sonst kaum zugänglich sind. Diese liturgischen Texte haben vielfach einen fremden, eigentümlichen Charakter, der faszinieren wie auch irritieren kann: Es sind stark die biblischen Ereignisse nacherzählende, wiederholende Gebete von großer Wortfülle, die damit aber zur Verinnerlichung helfen und eine Art lobpreisender Schriftbetrachtung sind.

Und doch würde dem Buch etwas Wesentliches fehlen, wenn nicht gut die Hälfte jedes Kapitels die Predigten ausmachen würden. Aus dreißig griechischen Kirchenvätern sind „klassische“ wie eher unbekannte Homilien ausgewählt, in zum Teil recht eigenwilliger Verbindung zum jeweiligen Schrifttext. Das führt ein paar Mal zu gewissen Wiederholungen bestimmter Gedankengänge, macht aber auch einen gut Teil des Reizes aus, da manche überraschende Thematik den Schrifttext neu erschließen hilft. Und die Auswahl ist noch in anderer Hinsicht bemerkenswert: Fernab jeder Schöngestigkeit stellt sie das herausfordernd konkrete und sozialkritische Potential der biblischen Texte wie ihrer frühkirchlichen Auslegung vor.

Das Buch zeigt in verbindender Weise den Reichtum der östlichen Tradition. Es läßt aber gerade darin den Wunsch nach einer ähnlichen Zusammenstellung aus der westlichen Tradition wach werden, die unersetzbar das Ihrige zur Auslegung und Aneignung der Schrift beizutragen hat.

Der Wert des Buches wird schließlich noch um einiges erhöht durch die äußerst sorgfältige wissenschaftliche Aufbereitung der Quellenangaben und Sacherklärungen. So liegt hier eine selten gelungene, äußerst anregende Zusammenstellung von Wort und Bild zu einem zugleich geistlichen und theologischen Werk vor.

Jessica Weis

Handbuch der Marienkunde. Hrsg. von Wolfgang BEINERT und Heinrich PETRI. Bd. 2: Gestaltetes Zeugnis. Gläubiger Lobpreis. Regensburg, 2., völlig neu bearb. Aufl. 1997: Fr. Pustet. 650 S., geb., DM 148,- (ISBN 3-7917-1527-5).

Die Neuauflage des „Handbuchs der Marienkunde“ mußte wegen notwendig gewordener Ergänzungen in zwei Bänden erscheinen (vgl. OK 39, 1998, 118f.), deren zweiter nun vorliegt.

Auch in ihm wurden ein Beitrag neu verfaßt und zwei neue Beiträge hinzugefügt. Neu verfaßt wurde die Abhandlung über die „Marienerscheinung“ vom zweiten Herausgeber, H. Petri, die nüchtern und hilfreich in dieses Problem einführt. Zusätzlich aufgenommen wurde eine Abhandlung über „Fundamentalistische Marienbewegungen“, in der der Sektenbeauftragte der Diözese Augsburg wichtige und informative Hilfe gibt, was auch für den anderen neuen Beitrag gilt, „Maria im Film“ von R. Zwick. Wieder sind ein ausführliches, zweites Inhaltsverzeichnis am Ende des Bandes und die beiden von Th. Schärtl und Th. Schieder erstellten Personen- und Sachregister wertvolle Hilfen, was auch für die (48 kleingedruckte Seiten umfassende) Gesamtbibliographie zutrifft.

Viktor Hahn

BANNACH, Klaus: *Anthroposophie und Christentum.* Eine systematische Darstellung ihrer Beziehung im Blick auf neuzeitliche Naturerfahrung. Reihe: Forschungen zur systematischen und ökumenischen Theologie, Bd. 82. Göttingen 1998: Vandenhoeck & Ruprecht. 591 S., kt., DM 168,- (ISBN 3-525-56289-6).

Die Studie wurde 1993 von der Ev.-Theol. Fakultät München unter der Begleitung von W. Pannenberg als Habilitationsschrift angenommen. Sie ist veranlaßt durch die Auseinandersetzung mit der Anthroposophie, die dem Verfasser als Beauftragtem für Weltanschauungsfragen von der Württembergischen Landeskirche aufgegeben war.

Mit großer Sachkenntnis wird in eingehender Untersuchung des Werkes von Rudolf Steiner dessen Denken in bezug auf den christlichen Glauben dargestellt. Unter klarer Betonung der Basis Steiners, die Wissenschaft sein will und nicht Religion, wird immer wieder deutlich, wie oft Anthroposophie und christliche Lehre sich berühren, ohne letztlich miteinander vereinbar zu sein, weil der Gottesbegriff und damit verbunden die Sicht menschlicher Freiheit nicht übereinstimmen.

Für die Beurteilung der Position Steiners wird diese Untersuchung ihren großen und bleibenden Wert haben, für eine unmittelbare Hilfe in Fragen der Seelsorge und des ökumenischen Dialogs (zur anthroposophischen Szene gehört auch die Christengemeinschaft) ist sie indes wenig geeignet, so sehr dies der Titel auf den ersten Blick erwarten läßt. Denn die Rezeptionsgeschichte Rudolf Steiners in der Anthroposophischen Gesellschaft ist noch zu schreiben, wie der Verfasser am Ende seiner Studien feststellt, und um die wird es in der heutigen Diskussion vor allem gehen.

Hilfreich wäre es, wenn eine kurze Einführung in Leben und Werk Rudolf Steiners der umfangreichen Untersuchung vorangestellt wäre; vor allem aber wären bei einer so eingehenden Untersuchung (die man schließlich nicht „am Stück“ herunterlesen kann) Zusammenfassungen und Zwischenergebnisse notwendig, um die Auseinandersetzung nachvollziehbar zu machen.

Indices am Ende runden die Arbeit ab, deren Wert durch die gemachten Hinweise nicht in Frage gestellt ist. Viktor Hahn

Liturgie und Predigt

Dokumente zur Erneuerung der Liturgie. Hrsg. von Heinrich RENNINGS (†) und Martin KLÖCKENER. Band 2: Dokumente des Apostolischen Stuhls 4. 12. 1973 – 3. 12. 1983. Kevelaer 1997: Butzon & Bercker in Gem. m. d. Universitätsverlag Freiburg/Schw. 800 S., geb., DM 78,- (ISBN 3-7666-0077-X / Butzon & Bercker; 3-7278-1102-1 / Universitätsverlag).

Nachdem R. Kaczynski die Dokumente zur Erneuerung der Liturgie aus den Jahren 1974 bis 1983 einschließlich bereits 1988 in der Originalsprache vorgelegt hat, veröffentlicht nun M. Klöckener, aufbauend auf den Vorarbeiten des leider verstorbenen H. Rennings, diese Texte (mit einigen Ergänzungen) in deutscher Sprache und macht sie so einem breiteren Leserkreis leicht zugänglich.

Bei den hier zusammengestellten Verlautbarungen, die mit Quellenangaben und Literaturverweisen versehen sind, handelt es sich nicht nur um liturgische Dokumente im engeren Sinn, sondern auch um solche, die umfassendere Themen behandeln und die man nicht von vornherein in diesem Band erwarten würde (z. B. Stellungnahmen zum Priestertum der Frauen oder die päpstlichen Schreiben „Über die christliche Freude“ und „Die Gemeinschaft der Familie“). Allerdings sind aus den Dokumenten der zuletzt genannten Gruppe verständlicherweise nur jene Abschnitte abgedruckt, die sich auf die Liturgie beziehen.

Für die liturgische Aus- und Weiterbildung – ob privat oder in institutionalisierter Form durchgeführt – stellen die „Dokumente zur Erneuerung der Liturgie“ ein nützliches und zuverlässiges Quellenwerk dar, das umständliches Suchen und gegebenenfalls mühsames Erstellen eigener Übersetzung erspart. Josef Schmitz

Koch, Kurt: *Ostern verstehen.* Predigten von Palmsonntag bis Pfingsten. Freiburg 1997: Herder. 142 S., kt., DM 24,80 (ISBN 3-451-26175-8).

Der Autor dieser 17 Predigten, einer der jüngsten Bischöfe Europas und neuer Bischof von Basel, hat bereits durch zahlreiche andere Veröffentlichungen bewiesen, daß er die Sprache heutiger Menschen spricht und auch vor heißen Eisen nicht zurückschreckt; z. B. „Aids – eine traurige Chance?“ (1987), „Aufbruch statt Resignation“ (1990), „Das Credo der Christen“ (1993), „Gelähmte Ökumene“ (1991), „Kirche ohne Zukunft?“ (1993) und „Schweigegebot“ (1988).

Die hier publizierten Predigten richten sich an den einzelnen Festen des Osterfestkreises aus und wollen heutigen Christen den Osterglauben in Leben begleitender Absicht erschließen, getragen von der Überzeugung, daß es einen unlöslichen und unaufkündbaren Lebenszusammenhang von christlichem Glauben und Auferstehung Jesu Christi gibt. Das moderne Bild von einem Jesus, der zwar gekreuzigt, aber nicht zu neuem Leben erweckt wurde, spielt dabei keine entscheidende Rolle, auch wenn es immerhin im ersten Beitrag „Sucht den Lebenden nicht bei den Toten“ (S. 8–15) einer deutlichen Kritik unterzogen wird (D. Fr. Strauß, R. Bultmann, E. Drewermann, G. Lüdemann). Die für dieses Buch gewählte Stoßrichtung kann natürlich nicht bedeuten, daß der Osterglaube an den schmerzlichen Leidensgeschichten der Menschen vorbei zum Leuchten gebracht werden soll. Kreuz und Auferstehung bilden eine differenzierte Einheit, so daß der Weg durch Leiden und Kreuz unumkehrbar zur Herrlichkeit führt. Man merkt diesen Predigten an, daß sie nicht nur am Schreibtisch entworfen, sondern offensichtlich auch vor kritisch mitdenkenden Menschen unserer Tage mit ihren je eigenen Problemen als ein Angebot verstehender Hilfe vorgetragen wurden.

Franz Karl Heinemann

Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wortgottesdienste mit Predigten zu den „Ich-bin-Worten“. Hrsg. von Max HUBER. Freiburg 1997: Herder. 139 S., kt., DM 26,80 (ISBN 3-451-26246-0).

Papst Johannes Paul II. hat die Katholiken in aller Welt aufgerufen, sich auf die Wende zum dritten Jahrtausend vorzubereiten, wobei er selbst eine theologische und zwar trinitarische Vorbereitungsphase vorgeschlagen hat. Das Hauptthema des 1. Vorbereitungsjahres 1997 hieß: „Jesus Christus“. Diesem Thema dient das vorliegende Buch mit seinen 15 thematischen Predigten über die Selbstaussagen Jesu im Johannesevangelium, die jeweils mit der Formel „Ich bin“ eingeleitet werden und meist in ein Bildwort ausmünden. Der Sitz im Leben dieser Selbstaussagen ist vermutlich der urchristliche Gottesdienst, durch den diese „Ich-bin-Formeln“ die Funktion der Vergegenwärtigung bekamen. Johannes gibt den in diesen Texten begegnenden Symbolbildern einen neuen Stellenwert, wenn er Jesus Christus als denjenigen vorstellt, der auf die Sinnfrage der Menschen die letzten und besten Antworten weiß.

Die „Ich-bin-Predigten“, von 15 verschiedenen Autoren gut verstehbar und treffsicher formuliert (der Name K. Rahners fehlt im Autorenverzeichnis), sind durch liturgische Elemente (Statio, Kyrierufe, Gebete, Lesungen, Fürbitten, Vaterunser-Überleitungen und Meditationstexte), die gut auf das jeweilige Thema abgestimmt sind, angereichert worden, so daß hier ein Angebot vorliegt, daß nicht nur für Wortgottesdienste ohne Priester, sondern auch für die Eucharistiefeier und über den konkreten Anlaß der Vorbereitung auf die Jahrtausendwende hinaus wärmstens empfohlen werden kann.

Franz Karl Heinemann

Die frohe Botschaft an Festtagen des Kirchenjahres. Lesungen und Evangelien zum Singen eingerichtet von Heinz LAMBY. Paderborn 1997: Bonifatius Druck-Buch-Verlag. 89 S., geb., DM 44,80 (ISBN 3-89710-006-1). Dazu Doppel-CD: Frohe Botschaft. DM 49,90 (ISBN 3-89710-007-X).

„Die Lektoren sollen die biblischen Texte laut, deutlich und sinngemäß vortragen. Das trägt viel dazu bei, der Gemeinde das Wort Gottes richtig zu vermitteln. Sie können entsprechend der Eigenart der verschiedenen Sprachen auch gesungen werden“ („Meßlektionar“, pastorale Einführung, 14). Das Singen der Lesungen bzw. Evangelien ist alte kirchliche Tradition. Auch die deutsche Sprache erlaubt diesen Sprechgesang, der jedoch anderen Gesetzen als im Latein unterliegt. Die Texte müssen in ihrem natürlichen Sprachrhythmus vorgetragen werden, d. h. man soll sie so singen, wie man sie auch sprechen würde.

H. Lamby, Kirchenmusikdirektor und Regionalkantor in Mainz, hat bereits 1989 Vorschläge für den Gesang der Lesungen und Evangelien zur Feier des Osterfestes und der

Weihnachtszeit vorgelegt, die offensichtlich großen Anklang fanden und den Wunsch laut werden ließen, auch für die anderen großen Feste im Kirchenjahr die zum Singen eingerichteten Lesungen und Evangelien zur Verfügung zu stellen. Dieses Anliegen erfüllt nun der vorliegende ansprechend gestaltete Band. In bewährter Weise werden zwei Vertonungen angeboten, wobei jeweils die erste wahrlich schlichte Fassung für den weniger geübten Sänger (Sängerin) gedacht ist, während die zweite Fassung größeren melodischen Ansprüchen gerecht wird. Wo ein Festtag der Leseordnung der Lesejahre folgt, bietet der Band Lesungen und Evangelien aller drei Lesejahre. Was die notierte Tonhöhe angeht, so ist sie nur als Vorschlag anzusehen. Jeder Lektor (Lektorin) sollte die Tonhöhe nach seiner Stimmlage wählen. Als praktische Hilfe zum Einüben wurde außerdem eine Doppel-CD herausgegeben, die alle im Buch enthaltenen Lesungen und Evangelien enthält.

Dem hohen Anspruch, der in dem eingangs zitierten Text aus dem „Meßbklektionar“ zum Ausdruck kommt, kann man nur durch eine gewissenhafte und intensive Vorbereitung gerecht werden; ein leises Lesen kurz vor Beginn des Gottesdienstes leistet das sicher nicht. Der Ort, von dem aus Gottes Wort an die Gemeinde ergeht, ist in jedem Fall der Ambo. Es bleibt zu hoffen, daß auch dieser Band wie seine beiden Vorgänger „Die Weihnachtsbotschaft“ und „Die Osterbotschaft“ dazu beitragen, daß Gottes Wort durch einen lebendigen Vortrag tieferen Zugang zu den Herzen der Gläubigen findet. Franz Karl Heinemann

Hinweise

RICHÉ, Pierre: *Gregor der Große. Leben und Werk*. München 1996: Verlag Neue Stadt. 128 S., geb., DM 26,- (ISBN 3-87996-353-3).

Gregor der Große (540–604) stammte aus einer wohlhabenden römischen Senatorenfamilie. Nach dem Tod seines Vaters stiftete er auf dem ererbten Grundbesitz in Sizilien sechs Klöster und verwandelte auch das Elternhaus in ein Kloster, in dem er selbst als Mönch lebte. Wegen seiner vielfältigen Fähigkeiten wurde er in diplomatischer Mission an den Kaiserhof nach Byzanz gesandt. Nach seiner Rückkehr war er, wie schon zuvor, Ratgeber des Papstes Pelagius II. Als dieser 590 gestorben war, wurde Gregor trotz seines ehrlichen Widerstrebens zu dessen Nachfolger gewählt. Als Gregor I. wurde er einer der bedeutendsten Päpste der Geschichte: als geschickter Organisator und Reformier der Kirche, als Diplomat und Politiker, durch sein Engagement für die Armen und seine sprichwörtliche Toleranz. Über Leben und Wirken Gregors I. unterrichten uns drei vielfach legendäre Viten. Als Quelle wichtiger sind seine eigenen Werke und die zeitgenössischen Nachrichten bei Gregor von Tours, im Liber pontificalis und bei Isidor von Sevilla.

Dem Autor dieses Buches, emeritierter Professor für mittelalterliche Geschichte und Experte auf dem Gebiet der Kultur- und Kirchengeschichte, ist eine packend geschriebene Biographie dieses großen Papstes aus dem frühen Mittelalter in der Zeit der Völkerwanderung gelungen. Er zeichnet das Bild eines Papstes, dessen Erbe wegweisend sein kann, auch an der Wende zum dritten Jahrtausend. Dabei stützt sich Riché auf die historisch belegbaren Fakten und läßt dabei Gregor selbst immer wieder zu Worte kommen, der sich übrigens als erster Papst die Bezeichnung „Diener der Diener Gottes“ zulegte, die bis heute jeder Papst übernommen hat.